

Apostel

Zeitschrift der Arnsteiner Patres



Sonderausgabe



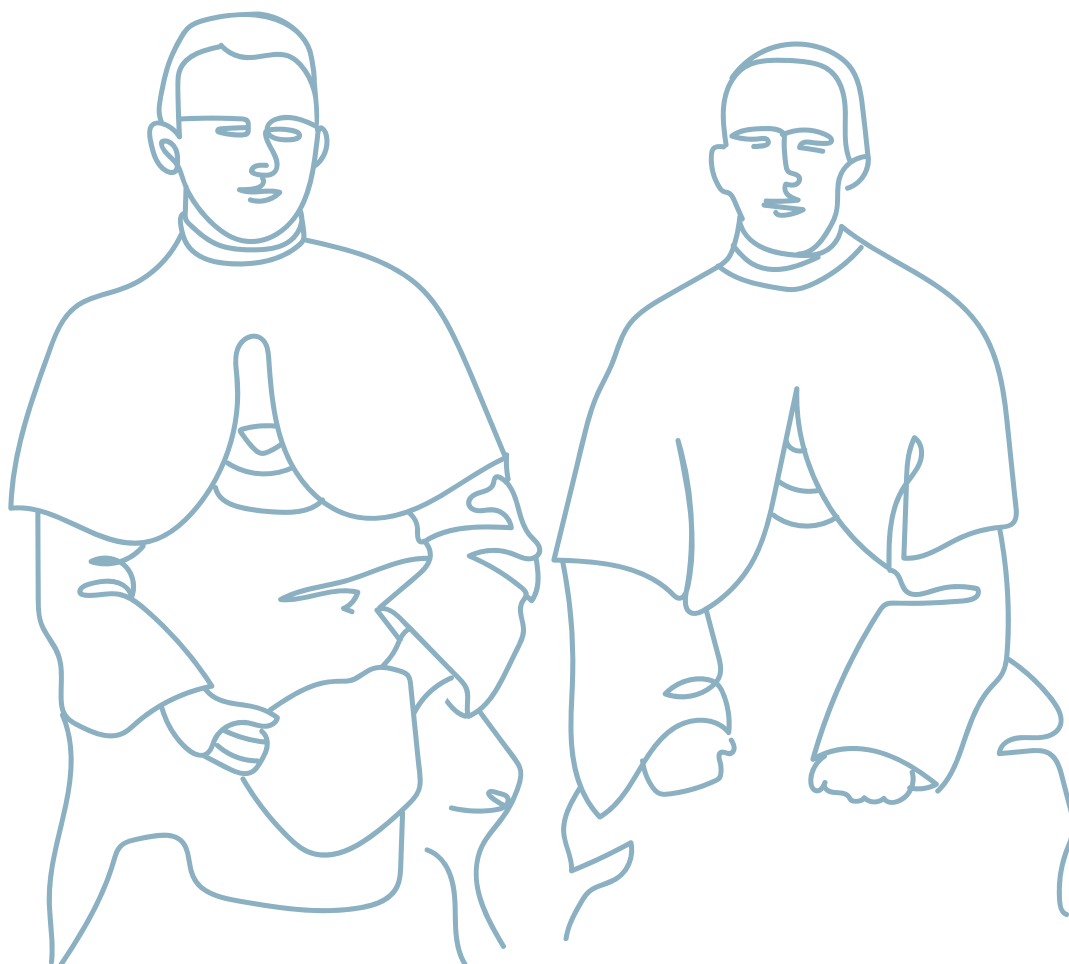
Wir feiern: 100 Jahre Arnsteiner Patres in Deutschland

100 Jahre deutsche Ordensprovinz

Zusammenstellung aus sechs
Ausgaben des Apostels

Zusammenstellung
aus sechs Ausgaben
des Apostels

Apostel Ausgabe 1 2020



100 Jahre

deutsche
Ordensprovinz

Die Vorgeschichte

Am 15. August 2020 wird die Deutsche Provinz der Ordensgemeinschaft von den Heiligsten Herzen Jesu und Mariens und der Ewigen Anbetung 100 Jahre alt. Die Redaktion nimmt dies zum Anlass, die Geschichte der Ordensprovinz in den Apostelausgaben dieses Jahres vorzustellen und jeweils den Fokus auf einen die jeweilige Epoche prägenden Begriff zu richten. In diesem Heft geht es um »Aufbrüche«.

 Heinz Josef Catrein SSCC

Zwei Handwerkergesellen suchen eine Ordensgemeinschaft

Anfang Juli 1887 trafen sich zwei Handwerkergesellen zufällig im Gesellenhaus in Trier. Bernhard Hengst stammte aus Paderborn, Joseph Leo Hörnig aus Bayern. Bernhard hatte klare Vorstellungen von seiner Zukunft. Er wollte Ordensbruder werden und beabsichtigte, am nächsten Tag bei den Barmherzigen Brüdern vorzusprechen. Sein bayerischer Mitgeselle konnte sich das auch vorstellen, und so gingen sie am nächsten Morgen gemeinsam zum Kloster der Barmherzigen Brüder. Doch von den Verantwortlichen war niemand für die beiden zu sprechen. Enttäuscht und ziellos streiften sie durch die Stadt und trafen einen Pater mit langem, weißem Bart. Es war ein Missionar unserer Genossenschaft, der auf Hawaii wirkte und gerade auf Heimaturlaub war. Er hörte sich das Anliegen der beiden an, ließ sich ihre Papiere zeigen und stellte unmittelbar einen Kontakt zum Missionshaus der Gemeinschaft in Löwen (Belgien) her. Die beiden Gesellen machten sich zu Fuß auf den Weg nach Löwen, wo sie am 13. Juli 1887 eintrafen. Bernhard erhielt den Ordensnamen Bonifatius und wurde gleich nach Spanien weitergeschickt. Von dort reiste er 1895 auf die Marquesas-Inseln (zu Frankreich gehörende Inselgruppe im Südpazifik). Joseph Leo erhielt den

Ordensnamen Dominikus. Seine Vorgesetzten sandten ihn nach Frankreich, dann nach Spanien und wieder über Frankreich zurück nach Belgien. Bonifatius Hengst kehrte 1913 nach einem schlimmen Unfall beim Bau einer Kapelle nach Europa zurück, Dominikus Hörnig wurde beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges aus Belgien ausgewiesen und kam nach Simpelveld (Niederlande).



Löwen war das erste Haus der Kongregation in Belgien und Anlaufstelle für viele deutsche Novizen

Die Geschichte der beiden Ordensbrüder Bonifatius und Dominikus zeigt anschaulich die Situation der »Picpus-Gesellschaft«, wie unser Orden damals hieß. Die Gemeinschaft konnte in Deutschland nicht Fuß fassen, weil Bismarcks »Kulturkampfgesetze« keine Klostergründungen erlaubten.

Wer der Ordensgemeinschaft beitreten wollte, musste den Weg über Paris (Picpus) oder Löwen nehmen und arbeitete in Frankreich, Belgien, Chile, Peru oder Spanien. Von Paris oder Löwen aus starteten die Reisen zu den Missionsgebieten im Pazifik.

Der Ruf der Missionen und das Beispiel Pater Damians

Das 19. Jahrhundert war eine Epoche, die kirchlich von einer großen Missionsbegeisterung geprägt war. Vor allem Frankreich mit seinem ausgedehnten Kolonialreich spielte eine führende Rolle. Unsere Gemeinschaft bildete da keine Ausnahme. Noch zu Lebzeiten des Stifters brachen die ersten Missionare auf. Ihre Ziele waren: Französisch-Polynesien, die Sandwich-Inseln (Hawaii) und die Osterinsel. Die in Mainz erscheinende Zeitschrift »Der Katholik« spielte dabei eine entscheidende Rolle. Hier gab es ausführ-

liche Berichte über die Mission, und da die deutschen Redakteure offenbar gute Verbindungen nach Frankreich hatten, erschienen immer wieder Berichte über die »Picpus-Gesellschaft« und deren Mission im Pazifik. Die erste deutsche Beschreibung der »Picpus-Kongregation« stammt aus dieser Zeitschrift und hier wird immer wieder auf das Missionshaus in Löwen (1840 errichtet) als Ausbildungsort hingewiesen. Dies erklärt, warum so viele junge Deutsche hier ihr Noviziat und ihre Ausbildung absolvierten. Bis zur Gründung der Ordensprovinz hatten bereits 222 Deutsche in der Kongregation die Gelübde abgelegt.

Ein anderer ganz wichtiger Faktor ist die Gestalt des Pater Damian. Es steht außer Frage, dass der tote Damian eine Fülle neuer Ordensberufe bewirkte. Seit der Gründung der Gemeinschaft (1800) war das Wachstum merklich, aber langsam verlaufen, bis auf 451 Brüder im Jahr 1870. In den darauffolgenden 20 Jahren fiel diese Zahl auf 350 im Jahre 1890. In den zehn Jahren nach Damians Tod (1889) traten 251 neue Mitbrüder in die Kongregation ein. Wendelin Möller – ein deutscher Pater, der mit Pater Damian auf Molo-kai war – hat Recht, wenn er sagt, die Verbreitung des Ordens wurzele in Damians Grab.

1896 wurde in Simpelveld, nahe der Deutschen Grenze, das »Damian Institut« als Schule für deutschsprachige Jungen gegründet



»Deutsch oder Französisch?« – Schritte zur Unabhängigkeit

Die jungen Männer aus Westfalen und dem Rheinland, die den Weg nach Paris und Löwen fanden, waren nicht nur missionsbegeistert, sie waren auch deutsche Patrioten, deren sehnlichster Wunsch es war, in Deutschland tätig zu sein und dort auch ein Missionshaus zu gründen. Bis 1899 lebten alle Ordensmitglieder in einer großen Provinz mit Franzosen, Belgiern und Holländern zusammen. Dass es hier auch Spannungen gab, war offensichtlich, vor allem der Deutsch-Französische Krieg 1870/1871 richtete Schaden an. Die Stimmen mehrten sich, die eine neue Gliederung der Kongregation anmahnten, und 1893 wurde die Frage auf einem Generalkapitel diskutiert. Von Frankreich abgetrennt, wurden dann 1899 eine belgische und eine chilenische Provinz errichtet. Die belgische Provinz bot auch niederländischen und deutschen Brüdern eine Heimat. Der erste belgische Provinzial, Mauritius Rapsaet, förderte auch zwei Schulen in den Niederlanden: eine für niederländische Zöglinge in Grave und das Haus für deutschsprachige Kinder in Simpelveld. Diese Einrichtung lag keine zwei Kilometer von der deutschen Grenze entfernt – ein Hinweis auf die Erwartung, die Grenze nach Deutschland in Zukunft überschreiten zu können.

Das »Damian Institut« in Simpelveld war zunächst eine Zubringerschule für unser Gymnasium im belgischen Aarschot, das sich am französischen Schulsystem orientierte. Dies schreckte deutsche Eltern ab, ihre Kinder dorthinzugeben. Pater Benedikt Friedrich begann deshalb zielstrebig, die Schule in Simpelveld nach den deutschen Schulgesetzen auszurichten, was nicht ohne Widerstände vor sich ging. Immerhin waren wir ja »eine französische« Kongregation. Selbst der Pater Generalsuperior mischte sich ein und erschien zu einer unangemeldeten Visitation. Nach vielen Diskussionen gab die zentrale Ordensleitung nach und die Schule in Simpelveld wurde nach dem preußischen Gymnasialsystem weitergeführt – ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu einer deutschen Provinz.

Auf Schleichwegen nach Deutschland

Da es aussichtslos war, in der Ära Bismarck neue Klöster in Deutschland errichten zu wollen, versuchte man einen Schleichweg, den ausgerechnet die problematische deutsche Kolonialpolitik eröffnete. Deutschland suchte Mitarbeiter für seine Kolonien. Zur Verbreitung deutscher Lebensart und Kultur bediente man sich auch der Kirchen. Orden, die bereit waren, in den Kolonien zu arbeiten, durften in Deutschland Missionshäuser errichten. Nach langen Verhandlungen mit der Regierung in Berlin und

Vorarbeit

Dieser Artikel baut auf den umfangreichen Vorarbeiten von Pater Gabriel Simon auf, der am 12. November 2019 in Münster verstorben ist. Ohne seine Forschungen hätte ich diesen Artikel nicht schreiben können. Die Gemeinschaft schuldet ihm ein großes »Dankeschön« für diese Arbeit.
Heinz Josef Catrein SSSC

dem Vatikan bekamen die deutschen Brüder der Gemeinschaft 1912 »Kaiser-Wilhelms-Land-West« (heute Papua-Neuguinea) als Missionsgebiet zugewiesen. Eine Gruppe von vier Patres, drei Brüdern und vier Schwestern wurde am 26. Juli 1914 feierlich in Simpelveld verabschiedet. Vier Tage später brach der Erste Weltkrieg aus. Die Missionsgruppe saß in Deutschland fest und die umfangreiche Ausrüstung wurde im Hafen von Lissabon als feindliches Eigentum beschlagnahmt.



Abreise der aus Belgien ausgewiesenen deutschen Studenten am 3. August 1914

Mit gepackten Koffern ins Ungewisse

In unserem Fotoarchiv findet sich aus dem gleichen Jahr (1914) ein verblichenes und unscharfes Foto, das eine Gruppe junger Männer mit schäbigen Reisekoffern zeigt. Der Text lautet: »Ausweisung der deutschen Studenten aus Kortrijk in Belgien«. Was war geschehen? Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges war das friedliche Zusammenleben von Belgiern, Deutschen und Holländern in belgischen Klöstern nicht mehr möglich. Die deutschen Studenten wurden nach Deutschland ausgewiesen, wo die meisten direkt zum Kriegsdienst eingezogen wurden. Die



Damian De Veuster (1840–1889) lebte 16 Jahre unter den Aussätzigen auf Molokai, bis er selbst an Lepra starb

holländischen Brüder mussten Belgien ebenfalls verlassen und fanden in Simpelveld Aufnahme. Fünf deutsche Theologiestudenten lebten schon dort. Fieberhaft wurde für die deutschen Studenten eine Ausbildungsstätte gesucht, die letztlich im holländischen Roermond gefunden wurde. Hier wurde am Pfingstsonntag 1916 für sie ein Scholastikat (Priesterseminar) gegründet. Viele fragen sich vielleicht, ob dies für ganze fünf Studenten eine vernünftige Idee war. Aber unsere geistlichen Vorfahren hatten die Ordensregel im Hinterkopf, und die forderte, dass ein eigenes Scholastikat Voraussetzung für eine eigene Provinz ist. Diese Episode zeigt, wie konsequent auf die Provinzwerdung hingearbeitet wurde. Die ratlos schauenden Studenten mit den billigen Koffern kamen dann 1919 – soweit sie den Krieg überlebten – als Novizen nach Kloster Arnstein. Ein Jahr später finden wir sie im Scholastikat in Simpelveld.

Geboren aus den Wirren des Krieges

In den Augusttagen des Jahres 1914 war der Kanonendonner der Schlacht um Lüttich bis nach Simpelveld zu hören. Das Damian Institut lag zwar im neutralen Holland, war aber weit davon entfernt, von den Kriegswirren verschont zu sein. Der Krieg zerschlug die Einheit der ersten Jahre. Deutsche und Belgier hatten auf einmal Feinde zu sein. Die Zeit des gemeinsamen Klosterlebens und der gemeinsamen Ausbildung war vorbei. Der Erste Weltkrieg beschleunigte Entwicklungen, die schon früher jedoch friedlich begonnen hatten. Bereits das Generalkapitel 1912 hatte die Frage diskutiert, ob aus Belgien, Deutschland und Holland drei unabhängige Provinzen geschaffen werden sollten.

Langsam fügten sich die Puzzlestücke zusammen. 1896 wurde in Simpelveld das »Damian Institut« als



»Deutsches Haus« gegründet und spielte anschließend eine Schlüsselrolle bei der Entstehung der Deutschen Provinz. Von hier aus wurde auch die Zeitschrift »Das Werk des Pater Damian« auf Deutsch herausgegeben. Der heutige »Apostel« ist der Nachfolger dieses Blattes. Hier wurde das preußische Schulsystem eingeführt, um deutsche Schüler anzuwerben, sowie die Missionsgruppe für Kaiser-Wilhelm-Land-West verabschiedet. Hier strandeten 1914 etwa 50 deutsche Studenten, Patres und Brüder, die aus Belgien ausgewiesen worden waren. Und hier gründete man 1916 eine eigene Priesterausbildungsstätte.

Nach dem Waffenstillstand 1918 war in der Ordensgemeinschaft klar: Es konnte nicht so weitergehen wie bisher. Für die vielen deutschen Patres und Brüder war Simpelveld Ausgangspunkt für eine eigenständige Entwicklung, denn sie konnten nicht einfach dorthin zurückkehren, von wo sie 1914 vertrieben worden waren. In Deutschland verschwanden während des Krieges auch Bismarcks kirchenfeindliche Gesetze, und rechtlich stand damit einer Neugründung in Deutschland nichts mehr im Wege. Das Generalkapitel 1919 beschloss dann, drei neue Provinzen zu gründen: in den Niederlanden, Spanien und Deutschland. Somit öffnete sich der Weg für eine deutsche Provinz, auf dem es aber noch viele Hindernisse geben sollte. ■

Lebensbilder

Bonifatius Hengst

Der Chronist der Südseemissionen

Die Tagebucheintragungen von Bruder Bonifatius Hengst aus unserem Missionsgebiet in Französisch-Polynesien wurden ab 1911 im Apostel veröffentlicht und gaben den damaligen Leser:innen – die in dieser Zeit selten über ihre nähere Heimat hinaus kamen – einen spannenden Einblick in ferne Welten.

 P. Heinz Josef Catrein SSCC

1895 startete Bruder Bonifatius seine Reise in eine ihm unbekannt Welt: Acht Tage benötigte der Dampfer von Le Havre nach New York. Dort tauschte er das Schiff mit der Eisenbahn und reiste in weiteren acht Tagen quer durch den amerikanischen Kontinent nach San Francisco. Weiter ging es dann in drei Wochen per Schiff über den Pazifik zu den Marquesas-Inseln.

Bruder Bonifatius wunderte sich, dass die Hauptstadt Nuku Hiva nichts anderes war als ein größeres Dorf. Die Ruderer, die einen Kolonialbeamten an Bord brachten, »waren nur mit dem Allernotwendigsten bekleidet, so dass man die ganze Tätowierung ihres Körpers sehen konnte, die ihnen ein wildes Aussehen gab«.

Von nun an war er ständig unterwegs, denn die Missionsstationen lagen weit auseinander. Mehrtägige Fahrten in winzigen Segelbooten der Indigenen machten ihn seekrank und brachten ihn bei einem Schiffsbruch auch in akute Lebensgefahr. Entschädigt wurde er durch die herzliche Aufnahme bei den Mitbrüdern, die oft jahrzehntelang auf diesen einsamen Außenposten ausgehalten hatten. Der kräftige und vielseitig begabte Ordensbruder war hochwillkommen.

Bonifatius war gelernter Schuhmacher und handwerklicher Alleskönner. Er schreibt: »Nirgends ist der Mangel an Handwerkern so groß wie dort, und man muss eben alles können. Der Missionsbruder ist heute Schreiner, morgen Anstreicher, übermorgen Maurer, Lehrer, Krankenpfleger, Katechet, Kalkbrenner usw.«

Er bereitete Kinder und Erwachsene auf den Empfang der Sakramente vor und hat nach eigenen Angaben viele getauft, wenn kein Priester erreichbar war. Für die älteren und kranken Patres reiste er ins Landesinnere und besuchte alte und gebrechliche Menschen. Mit frommem Schaudern können die Apostelleser:innen erfahren, wie der Bischof und der Ordensbruder in gemeinsamer Anstrengung Pakaapa zur Taufe führen, »Pakaapa, der letzte Menschenfresser der Marquesas, den wir noch nicht bekehrt hatten«.

Bruder Bonifatius will Seelen für Christus gewinnen. Er kämpft dabei gegen die alten einheimischen Kulte, gegen »Missionare« anderer Glaubensgemeinschaften und gegen französische Amtspersonen und europäische Geschäftsleute, die alles andere als glaubwürdige Repräsentanten des Glaubens sind, den er und seine Mitbrüder verkünden.

1913 verunglückt er beim Abriss einer Kapelle. Ein Bein wird schwer verletzt, und er wird nach Simpelveld zurückgesandt. 1914 meldet er sich schon wieder als freiwilliger Rotkreuzhelfer an die Front, muss 1916 aber aus gesundheitlichen Gründen nach Simpelveld zurückkehren. Noch viele Jahre lang reist er nach Kriegsende durch Deutschland und erzählt in den »Gesellen- und Arbeitervereinen« von seinen 18 abenteuerlichen Jahren in der Mission. ■



| | |
|-----------|--|
| 1868 | in Paderborn geboren |
| 1887 | Ankunft in Löwen, über Paris nach Miranda de Ebro |
| 1889 | Noviziat und Ewige Gelübde in Miranda de Ebro |
| 1895 | Abreise nach den Marquesas-Inseln (Französisch-Polynesien) |
| 1913 | Rückkehr nach Europa ins Haus Simpelveld |
| 1914–1916 | Freiwilliger Sanitätsdienst als Rotkreuzhelfer |
| 1918 | Reise- und Kollektenbruder |
| 1930 | in Simpelveld verstorben |

Alte und neue Aufbrüche

Internationalität – Dienst für die Kirche – Option für die Armen

Am 15. August 1920 wurde die Deutsche Provinz der Ordensgemeinschaft von den Heiligsten Herzen (Arnsteiner Patres) gegründet. Damit begann für die Mitbrüder in Deutschland eine Zeit des Aufbruchs und der Einwurzelung des Geistes der Ordensgemeinschaft in Deutschland. Endlich konnten sie auch in ihrem Heimatland wirken. Unsere Gemeinschaft stand in den letzten 100 Jahren immer wieder vor Neuanfängen, die uns herausgefordert haben, die Botschaft der Heiligsten Herzen jeweils in die Wirklichkeit der Menschen zu übersetzen.

 Ludger Widmaier SSCC

Unsere Ordensgemeinschaft hat in ihrem Charisma drei Elemente entdeckt, die für die Versuche, immer wieder neu aufzubrechen, eine große Rolle spielen und die spannungsreich die Geschichte der Gemeinschaft geprägt haben: die Internationalität, der Dienst für die Kirche und die Option für die Armen. Das Zusammenleben und -arbeiten von Menschen verschiedener Herkunft und Nationalität als Brüder und Schwestern derselben Ordensfamilie ist seit ihrer Gründung eine der großen Aufgaben, denen sie sich immer wieder stellt.

Die Neugründung in Berlin im Sommer 2020 soll ein Zeichen sein für diesen Geist des Aufbruchs. Hier geht es darum, mit der Gründung einer internationalen Kommunität in Berlin zu demonstrieren, dass es nicht entscheidend ist, ob wir aus Deutschland, Indonesien oder Kongo-Kinshasa stammen, um als Geschwister Jesu Christi gemeinsam zu leben und zu arbeiten. Die gemeinsame geistliche Ausrichtung auf ein Leben in der Nachfolge Jesu macht uns zu Geschwistern über die Grenzen von Hautfarbe, Herkunft und Nationalität hinaus. Und dies ist auch eine wichtige Botschaft für

die Menschen von heute in Berlin, in Deutschland und in der ganzen Welt.

In unserer Gemeinschaft hat es schon viele Versuche gegeben, neue internationale Kommunitäten zu gründen und Mitbrüder aus anderen Kontinenten dazu einzuladen – häufig mit mäßigem Erfolg. Warum Berlin plötzlich eine größere Anziehungskraft entwickelt, ist schwer zu sagen. Doch nun gilt es, diese Chance auf eine gemeinsame und internationale Präsenz zu ergreifen und zu gestalten.

Und hier kommt das zweite Element in den Blick: die Herausforderung der Kooperation mit der Kirche vor Ort, der zu dienen wir berufen sind – und davor noch die Herausforderung eines Dienstes für die Menschen in Berlin, denen die Kirche dienen will und soll. Wir werden in der französisch- und der englischsprachigen Gemeinde in Berlin mitarbeiten, so dass auch die indonesischen und kongolesischen Mitbrüder sofort ihre Fähigkeiten und Erfahrungen in der Seelsorge für Menschen in Berlin einbringen können, denn beide muttersprachlichen Gemeinden sind

SSCC-Aufbrüche der letzten 100 Jahre

1920

Gründung der Schulen in Lahnstein und Waldernbach + Beginn in Norwegen

1929

Beginn in Argentinien

1955

Gründung des Christophorus-gymnasiums

1919

Übernahme des Kloster Arnstein durch SSCC

1924

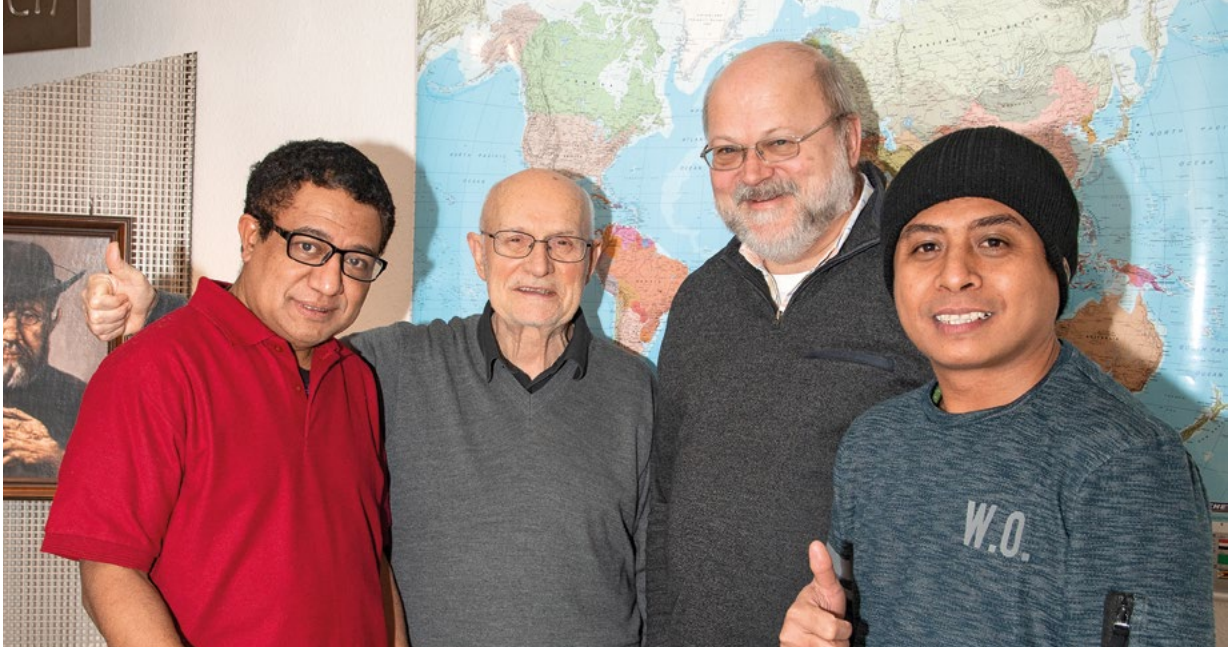
Erste Arnsteinwallfahrt

1936

Beginn in Chile

1949

Beginn der »Jugendherbergsaktivitäten« im Kloster Arnstein



Brüder der neu entstehenden internationalen Kommunität (v. l.) Patrisius Breket SSCC, Harald Adler SSCC, Ludger Widmaier SSCC und Dionisius Karitas Ribu Watun SSCC

sehr international. Außerdem werden wir in einer deutschsprachigen Gemeinde mitarbeiten. So lernen die ausländischen Mitbrüder auch die Seelsorge in einer deutschen Gemeinde kennen. Die Mitarbeit in diesen drei Gemeinden birgt die Herausforderung, die geschwisterliche Gemeinschaft über die Grenzen von Sprache und Nationalität hinweg auch in der Seelsorge zu stärken – ein Zeichen, das auch für Menschen jenseits des christlichen Glaubens von Bedeutung sein kann.

Die dritte Herausforderung ist die »Option für die Armen«. In unserem Mitwirken in der Arbeit mit Geflüchteten soll davon etwas sichtbar werden. Dabei kann die Erfahrung der indonesischen Mitbrüder, in einem islamisch geprägten Land aufgewachsen zu sein, ein großer Vorteil sein, da viele der Geflüchteten muslimischen Glaubens sind. Ebenso kann es ein Vorteil sein, im Kongo groß geworden zu sein, wo Menschen sich immer wieder mit politischen Unruhen und der Flucht vor Krieg, Ausbeutung und Elend auseinandersetzen mussten. Unser Mitwirken in der Flüchtlingsarbeit wird uns helfen, die Menschen in den Blick zu bekommen, die am Rande der Gesell-

schaft leben, die mit Armut konfrontiert sind oder die oft nicht gerne gesehen werden. Zudem kann es für uns auch Hilfe sein, unsere eigene Armut anzuschauen, die uns immer wieder lehrt, dass wir nicht alles können und auch nicht alles haben und dass wir auch in unserer Seele mit Armut zu tun haben. Die Menschen am Rande unserer Gesellschaft fordern uns heraus, sie nicht einfach als Hilfsbedürftige zu sehen, sondern vor allem als Schwestern und Brüder. Das heißt, die große Herausforderung wird sein, nicht nur unsere Fähigkeiten zu entwickeln, wie wir anderen Menschen dienen können, sondern vor allem auch unsere Haltung, den anderen Menschen als Geschwister zu begegnen.

Die Gründung einer neuen Kommunität in Berlin ist ein äußeres Zeichen für einen Aufbruch unserer Ordensgemeinschaft und unserer Kirche – heraus aus der inneren Sicherheit und dem Wohlstand, hinein in die Wahrheit, dass wir unsicher und arm in dieser Welt leben und doch Gottes geliebte Kinder sind. So kann die Botschaft Jesu wieder neu glaubwürdig werden, und es kann auch sichtbar werden, dass wir Ihm vertrauen. ■

1980

Gründung von Münster als Studienhaus

2004

Start des Projektes »Citykirche« in Koblenz

2014

Umzug des Provinzialates nach Werne

1976

Gründung der Jugendbegegnungsstätte im Kloster Arnstein

2001

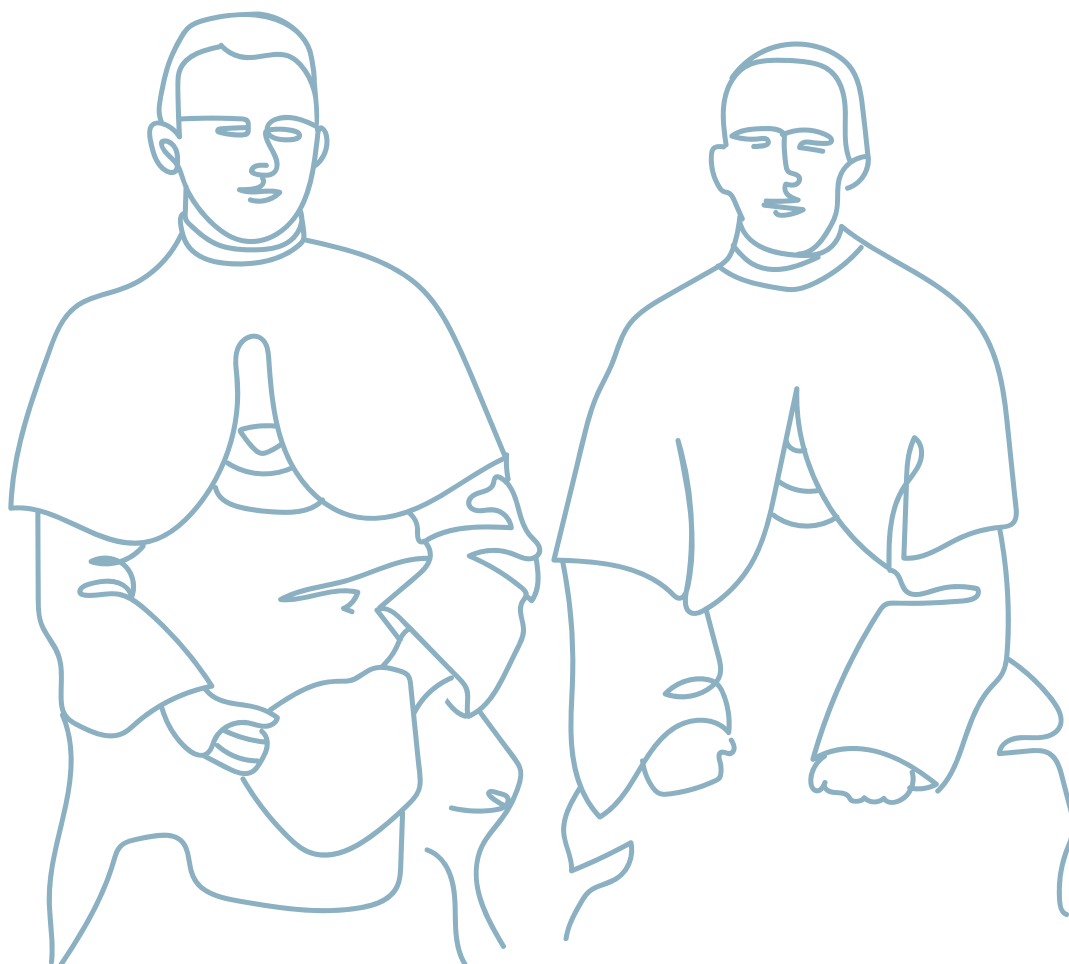
Südbelgien wird Region der dt. Provinz

2020

Internationale Kommunität in Berlin

Zusammenstellung
aus sechs Ausgaben
des Apostels

Apostel Ausgabe 2 2020



100 Jahre

deutsche
Ordensprovinz

Die Anfänge

Am 15. August 2020 wird die Deutsche Provinz der »Ordensgemeinschaft von den Heiligsten Herzen Jesu und Mariens und der Ewigen Anbetung« 100 Jahre alt. Die Redaktion nimmt dies zum Anlass, die Geschichte der Ordensprovinz in den Apostelausgaben dieses Jahres vorzustellen und jeweils den Fokus auf einen die jeweilige Epoche prägenden Begriff zu richten. In diesem Heft geht es um »Hoffnungen«.

 Heinz Josef Catrein SSCC

Das Bistum Limburg als Türöffner

Am 11. November 1918 endete der Erste Weltkrieg. Die Erleichterung über den Waffenstillstand war groß, die Stimmung jedoch gedrückt. Auch der »Apostel« stimmte in den nationalen Klagegesang ein: »... nun sind unsere Heere wieder heimgekehrt, jedoch anders als wir es uns geträumt hatten, nachdem sie Siege auf Siege erfochten (...) Gott, der die Geschicke der Völker leitet, hat es so gewollt, wir neigen in Demut unser Haupt und sprechen: Dein Wille geschehe.« Groß war auch die Trauer über sechs gefallene Schüler und Seminaristen des Hauses Simpelveld.

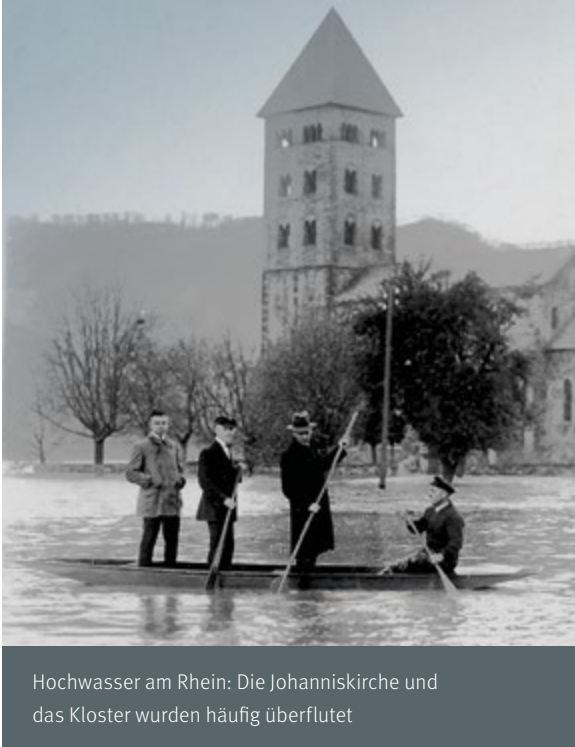
Bismarcks Jesuitengesetze waren am 19. April 1917 aufgehoben worden, aber vor einem Waffenstillstand war an eine Provinzgründung nicht zu denken. Deutschland war durch den langen Krieg verarmt und am Ende seiner Kräfte. Das Wirtschaftsleben lag darnieder. Soziale und politische Unruhen erschütterten die junge Weimarer Republik. Man hatte keine Bleibe in Deutschland und das Haus Simpelveld war dicht belegt. Für den Sommer 1919 verzeichnet die Chronik 125 Bewohner, und man hatte Mühe, diese zu ernähren. »Kartoffel-Kreuzzüge« wurden organisiert. Das heißt, die Bewohner des Damianeums zogen über Land und baten um Lebensmittel. Die niederländi-

sche Bevölkerung reagierte mit großem Wohlwollen. Dennoch hing die Existenz der Schule an einem dünnen Faden.

Mit einer gewissen Verbitterung mussten unsere Mitbrüder zur Kenntnis nehmen, dass nur sehr wenige Diözesen in Deutschland bereit waren, neue Missionsgesellschaften aufzunehmen. »Von dieser Seite



Die Situation in Deutschland war zur Zeit der Ordensniederlassung am Ende des 1. Weltkrieges von Hunger und Not gekennzeichnet



Hochwasser am Rhein: Die Johanniskirche und das Kloster wurden häufig überflutet

hätten wir keine Schwierigkeiten erwartet«, schrieb der Chronist des Johannesklosters. Eine rühmliche Ausnahme bildete das Bistum Limburg unter der Leitung von Bischof Dr. Augustinus Kilian. Er hatte ein offenes Ohr für die neue Gemeinschaft. Noch während des Krieges – im August 1918 – gibt es einen Briefwechsel zwischen Pater Chrysostemos Lauenroth und dem Ordinariat in Limburg. Der Ton seitens des Bistums war entgegenkommend. Pater Chrysostemos seinerseits kannte die verlassene Abteikirche von Arnstein und hatte von Anfang an seine »Vision« vom »Thronsaal des heiligsten Herzens in Deutschland«.

Limburg war damals eine »junge« Diözese, keine 100 Jahre alt und zusammengesetzt aus sehr verschiedenen Landesteilen. Die seelsorglichen Strukturen waren noch wenig entwickelt und es gab kaum Männerklöster. Der Bischof hoffte, dass Ordensleute dazu beitragen könnten, das kirchliche Leben zu festigen. Die neue Ordensgemeinschaft nahm das Angebot dankbar an. Erstes Ziel der Gemeinschaft war die Gründung einer Schule, denn »es war freilich schon lange der Lieblingstraum unserer Hochwürdigsten deutschen Patres gewesen, ihre Schule auf deutschem Boden für deutsche Knaben gegründet zu sehen«.

Pater Chrysostemos wurde im Rheintal fündig. In Lahnstein entdeckte er die uralte Johanniskirche mit einem dazugehörenden Kloster der »Benediktinerinnen von der ewigen Anbetung« mit etwa 70 Schwestern. Der idyllische Ort hatte einen Nachteil: die regelmäßigen Hochwasser des Rheins. Im Winter 1918/19 suchte ein besonders schlimmes Hochwasser

die Schwestern heim und bestärkte die Benediktinerinnen wohl in dem Beschluss, eine andere Bleibe zu wählen. Unsere Mitbrüder trauten sich zu, mit dem Wasser besser fertig zu werden, und kauften das Kloster für 250.000 Mark.

Lahnstein als »höhere Schule« brauchte eine Vorbereitungsschule und die fand man in Waldernbach im Westerwald. Die ehemalige Heilstätte für Alkohol- und Nervenranke wurde zum Schülerheim St. Josef. Es war ein harter Start. Der Ort war vielleicht idyllisch anzuschauen, aber 13 Kilometer vom nächsten Bahnhof entfernt. Die Äcker waren karg und steinig, beleuchtet wurde das Haus mit Petroleum und beheizt mit Holz und Braunkohle.

Auch Kloster Arnstein war, abgesehen von der Abteikirche, in einem elenden Zustand. Alte Quellen sprechen von »ausgedehnten Ruinen«. Nur der Speisesaal und der Gastbau waren einigermaßen bewohnbar.

Der Beginn war kein Zuckerschlecken: eine erste Schule im Hochwassergebiet, eine zweite Schule am »Ende der Welt« und ein Kloster, von dem die Hauschronik zu berichten weiß: »Die heilige Armut ist auf Arnstein gar noch fürstlich zu Hause.«

Die Thronerhebung

Als Besucher betrat ich einmal das Pfarrhaus der Herz-Jesu-Sühnekirche in Wien und stieß im Treppenhaus auf ein Fresco mit der Inschrift: »Wo immer wir wohnen soll Jesu Herz thronen.« Darunter befand sich eine Klappe, die einen ziemlich vergammelten Sicherungskasten, ein paar altmodische Schmelzsicherungen, zwei Frühstücksteller, Streichhölzer und angebrannte Haushaltskerzen verdeckte.

Hier sollte ER thronen? Ja, hier sollte ER thronen, wie in jedem Familienhaus, jeder Schulgemeinde, jedem Gemeindesaal. Die Inschrift zeugt von einer Andachtsform in der katholischen Kirche, ohne die unsere Anfangsgeschichte kaum zu verstehen ist. Ich meine die »Herz-Jesu-Thronerhebung« oder »Weihe an das Herz Jesu«. Ziel war die Weihe der Menschen an das Herz Jesu, um so sein Reich auf Erden aufzubauen. In erster Linie richtete sich das Angebot an Familien, aber auch Schulen, Vereine, Pfarreien, Diözesen und ganze Länder schlossen sich an.

Ihre Wurzeln liegen in Frankreich und gehen auf die Offenbarungen der heiligen Maria Margaretha Alacoque aus dem Kloster Paray le Monial zurück. Diese Ordensfrau sah es als ihre Aufgabe an, die Verehrung des heiligsten Herzens zu verbreiten. Im Jahr 1865



Kloster Arnstein in den Anfangsjahren: Nach dem Unterricht engagierten sich die Novizen mit den Brüdern der Gemeinschaft beim Wiederaufbau des verfallenen Gemäuers

fürte Papst Pius XI. das Herz-Jesu-Fest in der ganzen Kirche ein, 1899 weihte Leo XIII. die ganze Welt dem Herzen Jesu. Für unsere Ordensgemeinschaft standen die Heiligsten Herzen von Anfang an im Mittelpunkt, so war es nur natürlich, dass diese Frömmigkeitsform gerade von unseren Brüdern aufgegriffen wurde. Ein heute völlig unbekannter Mitbruder – Mateo Crawley-Boevey (1875–1960) – machte sich besonders verdient. Er reiste durch Lateinamerika, Kanada, Europa und Asien, um dieses Ziel zu verkünden. Beredt und begeisterungsfähig hielt er Priesterexerzitien und gewann viele Priester als Mitarbeiter. Kein geringerer als Papst Benedikt XV. ermutigte ihn – 1915, mitten im Ersten Weltkrieg – mit den Worten: »Kein Werk ist wichtiger als dieses.« Im gleichen Jahr traf Pater Mateo den Generalsuperior und Pater Chrysostemos Lauenroth. Dieser war sofort begeistert. Noch im ersten Weltkrieg wurde in Aachen ein Sekretariat der Thronerhebung gegründet, und Pater Chrysostemos träumte von einem deutschen Nationalheiligtum des Herzens Jesu, vergleichbar dem unübersehbaren französischen Herz-Jesu-Heiligtum Sacre Coeur de Montmartre in Paris.

Arnstein als Thronsaal des Herzens Jesu

Am 23. September 1919 fand die »Besitzergreifung von Kloster Arnstein« durch die

Picpusgesellschaft statt. Bischof Kilian von Limburg war gekommen, um 130 Kindern das Sakrament der Firmung zu spenden. Nachmittags wurden 16 Novizen eingekleidet, fast alle gehörten zu der Gruppe junger Männer, die 1914 aus unseren belgischen Klöstern ausgewiesen worden waren. Der Bischof wurde mit Triumphbogen, Girlanden und Chormusik empfangen. Selbst die Küche hatte für diesen Tag mehr zu bieten als die Alltagskost, bestehend aus »Schwarzbrot und Kriegsmarmelade«.

Der Alltag für die Novizen war geprägt vom Noviziatunterricht und dem Wiederaufbau der verfallenen Gebäude. Die äußeren Lebensbedingungen unterschieden sich kaum von den Kasernenjahren. Wiederum saßen sie auf alten Kasernenschemeln und schliefen in Lazarettbetten.





Pilgersonntag im Kloster Arnstein mit Kommunionkindern und den »Ehrenbräuten«

Aber die Begeisterung war nicht zu bremsen. Unsere Mitbrüder waren realistisch genug, um kein deutsches »Sacre Coeur« zu bauen, aber ehrgeizig genug, um die arg mitgenommene alte Abtei zu neuem Leben zu erwecken. Der »Apostel« meinte: »Wer würde deshalb etwas dagegen einzuwenden haben, wenn alle dem Herz Jesu geweihten Familien Deutschlands zur altehrwürdigen Klosterkirche von Arnstein emporschauen als zu ihrem Heiligtum?« Hier sollte das Zentrum der deutschen Thronerhebung liegen. Vor dem Hochaltar wurde ein Schrein errichtet, der das »Goldene Buch« mit den Namen aller Familien und Vereinigungen enthielt, die sich dem Herzen Jesu geweiht hatten. Hier wurden die Messen des Herz-Jesu-Messbundes gefeiert. Das Innere der Kirche wurde umgestaltet, was zu heftigen Konflikten mit der Denkmalspflege führte. Im Jahr 1924 konnte das heutige Altarbild eingeweiht werden, 1926 fuhr zum ersten Mal ein Pilgerzug von Köln nach Kloster Arnstein. Unter der Leitung von Pater Chrysostemos nahmen die Wallfahrten Gestalt an: Prozession zur Kirche, Eucharistie, »Sühne und Huldigungsakt« an das Herz Jesu mit den »Arnsteiner Symbolen«. »Ehrenbräute« trugen Symbole vor den Altar: Krone, Zepter, Weltkugel, Kreuz und andere, »Begleitbräute« trugen Blumengebinde. Doch hier schoss Pater Chrysostemos wohl über das Ziel hinaus. Die Bistümer bestanden auf einer drastischen Vereinfachung und weniger theatralischen Elementen. Da man vom Wohlwollen der Bischöfe abhängig war, musste man sich fügen. Interessant ist, wie mit der Machtübernahme der Nazis das Bekenntnis zu Christus dem König stärker wurde. Die Pilgerzüge wuchsen, was die Anzahl der Son-

derzüge und die Zahl der Pilger betraf. Die Jahreslosung 1934 »Alles für Deutschland, Deutschland für Christus« konnte den Nationalsozialisten nicht gefallen, und in der Tat wurden der Organisation von Pilgerzügen mehr und mehr Hindernisse in den Weg gelegt. Doch erst mit Kriegbeginn mussten sie eingestellt werden.

Zu neuen Ufern

Mit dem Haus Simpelveld in den Niederlanden und drei neuen Häusern in Deutschland war die neue Provinz bis zur Erschöpfung gefordert. Am 15. August 1920 wurde die Provinz offiziell gegründet, am 19. August konnte der erste Provinzial, Pater Gabriel Scholten, sein Amt antreten.

Die Begeisterung für die Mission war das Motiv vieler Deutscher gewesen, in unsere Gemeinschaft einzutreten. Jetzt mussten ganz neue Wege gegangen werden. Ein eigenes Missionsgebiet in Übersee wie das »Projekt Papua-Neuguinea« war unmöglich geworden. Pater Gabriel Scholten erinnerte sich eines Vortrages, den er vor vielen Jahren als junger Mann gehört hatte. Der Bischof von Oslo, Johannes Olav Fallize, schilderte in diesem Vortrag die Lage der katholischen Kirche in Norwegen und bat um Priester. Die Provinzleitung bot ihm nun Hilfe an, und die Einladung aus Oslo kam umgehend. Pater Cyriak Toll traf am 11. August 1920 in Norwegen ein. Die Überfahrt machte ihn so seekrank, dass er drei Tage brauchte, um sich zu erholen. Mit »festem Boden unter den Füßen« begann dann für die Gemeinschaft ein fast hundertjähriges Wirken in Norwegen. ■

Lebensbilder

Der Prediger der Thronerhebung

Pater Chrysostomus hat wie kaum ein anderer Mitbruder der ersten Generation die Geschicke der Deutschen Provinz geprägt. Es gab viele stille und unauffällige Mitbrüder in dieser Zeit, die Gewaltiges geleistet haben. Letzteres muss man auch Pater Chrysostomus zuerkennen, aber er war wortmächtig, temperamentvoll und durchsetzungsstark.

Chrysostomus

 Heinz Josef Catrein SSCC

Pater Chrysostomus wird in Paderborn geboren. Als er seine Berufung entdeckt, gibt es die Deutsche Provinz noch nicht. Deshalb tritt er in Kortrijk (Belgien) in unsere Gemeinschaft ein. In Belgien (Gent) wird er 1910 auch zum Priester geweiht und macht schon bald von sich reden. Mitten im Ersten Weltkrieg betreibt er die Gründung eines Sekretariates der Thronerhebung. In Arnstein gehört er zur Gründermannschaft, und als Volksmissionar zieht er durch Süddeutschland, Böhmen und Österreich. Die Menschen laufen ihm zu. 1925 predigt er im Bamberger Dom. Bei seiner Schlusspredigt ist der Dom so voll, dass sich der Erzbischof und die Domkapitulare kaum durch die Massen drängen können. Chrysostomus predigt, schreibt und baut. In Arnstein verändert er eigenmächtig den Hochaltar und gibt ihm die heutige Gestalt. Die Denkmalspflege steht oft vor vollendeten Tatsachen, und Pater Chrysostomus wird der Ausspruch zugeschrieben: »Nun rate nur mein lieber Rat, ich bin der Mann der frischen Tat.« Weitere bauliche Aktionen werden ihm vom Bistum strengstens verboten. Diese Streitigkeiten hemmen nicht den Ausbau Arnsteins als Zentrum der Thronerhebung in Deutschland. Bald tauchen jedoch Auseinandersetzungen weitaus ernsthafterer Natur auf. Pater Chrysostomus erkennt klar die Gefahr des Nationalsozialismus und nimmt kein Blatt vor den Mund. 1930 schreibt er im Apostel, »... dass solche und ähnliche Versuche, das Vaterland zu retten, das Vaterland zugrunde richten«. Seit 1933 haben die Machthaber ihn und Kloster Arnstein im Blick.

Pater Chrysostomus hat weitreichende Pläne. Auf dem Jakobsberg in Bingen will er mit einigen Getreuen direkt gegenüber dem Niederwalddenkmal eine 18 Meter hohe Christ-König-Statue auf einem Kuppelbau errichten lassen. Die Baugenehmigung ist nicht erteilt, aber Geld wird gesammelt und der Grundstein ist auch schon gelegt. Das Geld schmuggelt er in die Niederlande, doch der Versuch wird entdeckt und Pater Chrysostomus muss sich 1935 wegen »Devisenvergehen« vor Gericht verantworten. Das Urteil ist hart: zweieinhalb Jahre Zuchthaus. Er nennt die Zeit »Pensionszeit von Hitlers Gnaden«. Als er entlassen wird, steht der Zweite Weltkrieg vor der Tür und bremst auch ihn aus.

Vom Denkmal auf dem Jakobsberg blieben die Pläne im Provinzialat. Von seinem Eifer erzählen seine unzähligen »Apostel«-Artikel, Schriften zur Herz-Jesu-Verehrung und ein Gedichtband mit dem Titel »Lyrik die jeder versteht und keinem den Kopf verdreht« ■

Christi Geist soll nicht nur in der Kirche, sondern auch in der Familie herrschen. Deshalb gehört die Thronerhebung vor allem in die Wohnung, damit unter den Augen des göttlichen Herzens Jesu Freud und Leid des Lebens Gott geweiht seien.

Chrysostomus Lauenroth SSCC



| | |
|------|---|
| 1882 | in Paderborn geboren |
| 1906 | Gelübde in Kortrijk |
| 1910 | Priesterweihe in Gent |
| 1919 | Wohnsitz in Arnstein: Wallfahrtsleiter, Volksmissionar, Schriftleiter des »Apostel« |
| 1965 | in Arzbach verstorben |

Zeichen der

Hoffnung

Anders als gedacht ...

Am 15. August 1920 wurde die Deutsche Provinz der Ordensgemeinschaft von den Heiligsten Herzen (Arnsteiner Patres) gegründet. Damit begann für die Mitbrüder in Deutschland eine Zeit des Aufbruchs und der Einwurzelung des Geistes der Ordensgemeinschaft in Deutschland. Endlich konnten sie auch in ihrem Heimatland wirken. Unsere Gemeinschaft stand in den letzten 100 Jahren immer wieder vor Neuanfängen, die uns herausgefordert haben, die Botschaft der Heiligsten Herzen jeweils in die Wirklichkeit der Menschen zu übersetzen.

 Manfred Kollig SSCC

Die Erzählung der Jünger auf dem Weg nach Emmaus wird oft gelesen und betrachtet, wenn es um Entwicklungen in unserer Kirche geht. Bistümer nehmen sie als leitende Schriftstelle für Reformen, die katholische Kirche in Deutschland als grundlegenden Text für den Synodalen Weg und Ordensgemeinschaften nutzen den Text für ihre Zusammenkünfte, um ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Licht des Evangeliums zu verstehen. Ein zentraler Satz steht in dieser Erzählung des Lukasevangeliums im Vers 21 des 24. Kapitels. Die Jünger sagen: »Wir aber hatten gehofft ...«

Was hatten die deutschen Mitbrüder SSCC nicht alles gehofft: Etwa 100 Jahre mussten vergehen, bis sie ein

erstes Haus in Deutschland gründen durften. Nach weiteren 50 Jahren bildeten die deutschen Mitbrüder mit mehr als 170 Mitgliedern die starke Provinz der Arnsteiner Patres. Nach weiteren 50 Jahren sind es noch gut 30 Mitbrüder, die das 100-jährige Bestehen in der 220 Jahre alten Ordensgemeinschaft SSCC feiern.

Was hatten sie nicht alles gehofft, die Arnsteiner Patres. Doch nicht alle Hoffnungen erfüllten sich: Viele deutsche Bistümer gaben keine Erlaubnis für eine Gründung; wegen des deutsch-französischen Krieges und des Ersten Weltkrieges wurden Deutsche ausgewiesen oder konnten nicht in die Länder reisen, in denen sie als Missionare tätig sein sollten. Viele Mitbrüder star-

ben im Zweiten Weltkrieg oder kehrten nach dem Krieg nicht mehr in die Gemeinschaft zurück. Eine Schule in Waldernbach brannte ab. Zwei Schulen in Lahnstein und Werne wurden aufgegeben. Die Herz-Jesu-Verehrung wurde erfolgreich gefördert. Pilgerzüge zum Herz-Jesu-Wallfahrtsort Arnstein waren lange überfüllt und wurden nach mehr als 50 Jahren mangels Beteiligung und zu hoher Kosten eingestellt. Pfarreien wurden in den Bistümern Essen, Limburg, Münster, Speyer und Trier und in



Kloster Arnstein mit der Jugendbegegnungsstätte war über viele Jahrzehnte ein beliebter Ort für Jung und Alt

den Erzbistümern Köln und Paderborn übernommen und mussten mangels Personals wieder abgegeben werden. In der Jugendbegegnungsstätte in Arnstein wirkten Mitbrüder gerade einmal 40 Jahre. Die Einsätze im Süden Chiles, in Argentinien und Mittelnorwegen wurden ab- oder aufgegeben. Und auch die bisher einzige deutsche Niederlassung der Schwestern SSCC in Essen St. Ignatius wurde nach wenigen Jahren aufgegeben. Die Aufzählung der Ereignisse rund um das Kommen und Gehen der Arnsteiner Patres während der 100 Jahre könnte noch fortgesetzt werden.

Was hatten sie nicht alles gehofft? Die Generalkapitel unserer Ordensgemeinschaft (von 1982 bis 2018) haben unsere Hoffnung auch in der Deutschen Provinz genährt und gleichzeitig zu Diskussionen geführt. So hatte das Generalkapitel 1982 unter dem Motto »Eine gerechtere Welt aufbauen in Solidarität mit den Armen« zur Gründung neuer Gemeinschaften in einem Wohnhaus in der Koblenzer Innenstadt und in einem von prekären Wohnsituationen geprägten Viertel in der Ahornstraße in Frankfurt (Main) geführt. Bereits 1980 war die Ausbildungsgemeinschaft von Simpelveld (Niederlande) nach Münster verlegt worden. Auch dieser Schritt folgte dem internationalen Impuls, als sogenannte Apostolische Gemeinschaft, deren Mitglieder in der Seelsorge arbeiten, stärker inmitten der Menschen zu leben. In den Jahren zwischen 1980 und 1990 gab es zeitweise so viele junge Mitbrüder in der Ausbildung, dass überlegt wurde, zusätzlich zu dem Haus in Münster noch eine Wohnung in der Nachbarschaft anzumieten.

Mit Blick auf die 100 Jahre der Deutschen Provinz SSCC zeigen sich verschiedene Aspekte: Der schmerzliche Aspekt, dass viele Aufgaben nicht weitergeführt werden konnten, ist einer davon. Andere Aspekte sind: Mitbrüder haben über den eigenen Tellerrand, die eigenen Bedürfnisse und das eigene Land hinausgesehen. Aufgaben wurden in Deutschland und darüber hinaus übernommen und später in andere Hände gegeben. Werke und Einrichtungen wurden gegründet und ebenfalls später an andere Träger übergeben.

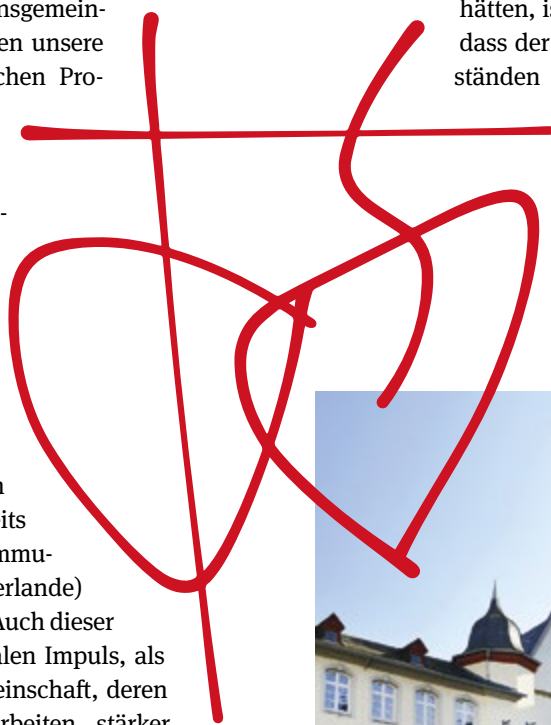
Auf dem Provinzkapitel 2018 vereinbarten die deutschen Mitbrüder, weiterhin Zeichen der Hoffnung sein

zu wollen. Große Werke und herausragende Aufgaben bieten gute Chancen, andere Menschen zu lieben und sie im Glauben und in der Hoffnung zu stärken. Die Hoffnung macht sich aber davon nicht abhängig.

Die Mitbrüder der Deutschen Provinz haben allen Grund, dankbar auf ihre Geschichte in der internationalen Ordensgemeinschaft SSCC zu schauen: Bevor die Provinz gegründet wurde, waren bereits mehr als 200 deutsche Mitbrüder und 100 deutsche Schwestern in die Gemeinschaft eingetreten, um die Liebe Gottes in dieser Welt zu betrachten, zu leben und zu verkünden.

Nicht dass sich alle Hoffnungen erfüllt hätten, ist Grund zum Feiern. Grund ist, dass der Auferstandene unter allen Umständen der Wegbegleiter bleibt. Seine

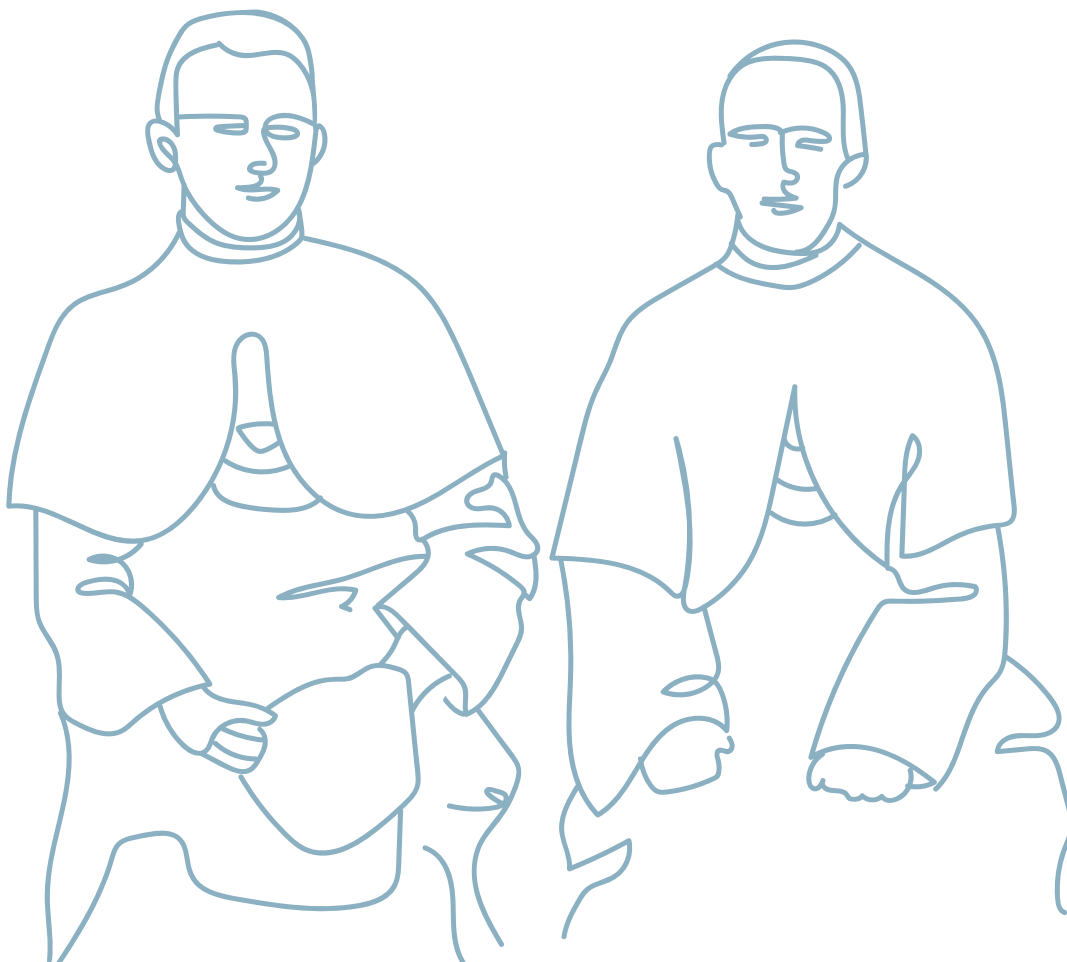
Liebe zu betrachten, zu leben und zu verkünden und nach dem Vorbild Mariens im eigenen Herzen zu bewahren, bleibt deshalb der Auftrag für die deutschen Mitbrüder in den kommenden Jahren. ■



In der Koblenzer Altstadt lebt seit Juni 2004 eine kleine Kommunität der Arnsteiner Patres mitten unter den Bürgern und Touristen

Zusammenstellung
aus sechs Ausgaben
des Apostels

Apostel Ausgabe 3 2020



100 Jahre

deutsche
Ordensprovinz

Dynamisches Wachstum

✍ Heinz Josef Catrein SSCC

2020 wird die Deutsche Provinz der »Ordensgemeinschaft von den Heiligsten Herzen Jesu und Mariens und der ewigen Anbetung« 100 Jahre alt. Die Redaktion nimmt dies zum Anlass, die Geschichte der Ordensprovinz in den Apostelausgaben dieses Jahres vorzustellen und jeweils den Fokus auf einen die jeweilige Epoche prägenden Begriff zu richten. In diesem Heft geht es um die »Weihe an das Heiligste Herz Jesu«.

Nach Norden und Osten

Was die junge Provinz auszeichnet, ist die unbeschreibliche Freude, in Deutschland endlich ein Zuhause zu haben. Bis 1927 gehören bereits zwei Schulen und Kloster Arnstein, das zielbewusst zum »Thronsaal des Herzens Jesu« ausgebaut wird, zur Deutschen Provinz. Doch die Mitbrüder wollten über die Grenzen des Bistums Limburg hinaus und suchten weitere Betätigungsfelder. Nach Norwegen sandte die Provinz bereits 1920 regelmäßig Patres in die kleine Diasporakirche des Nordens, um die Seelsorge in den entlegenen Gemeinden zu gewährleisten.

Die Leitung des Erzbischöflichen Knabenseminars der Erzdiözese Prag für Deutsch sprechende Knaben in Duppau (Tschechoslowakei) war ein zweiter Schritt über die Landesgrenzen hinweg, der aber aus politischen Gründen scheiterte, weil »reichsdeutsche Priester« in der neu gegründeten Republik Tschechoslowakei nicht erwünscht waren. Duppau wurde dann aber zum Sprungbrett für eine zweite und wichtigeren Neugründung: Falkenhain in der schlesischen Grafschaft Glatz. Aufgrund von Hinweisen befreundeter Priester konnte der zum Verkauf stehende Gasthof »Zum Falkenschulzen« in Bad Altheide (Falkenhain) kurzfristig von der Provinz erworben werden. Der neue Konvent startete zunächst mit drei Patres und



Oben: Falkenhain in der schlesischen Grafschaft Glatz mit der Missionsschule »Christus Rex«. Unten: Nach dem Brand von 1933.



Darstellung der Thronerhebung in der Herz-Jesu-Sühnekirche in Wien

zwei Brüdern, zu denen in den kommenden Jahren viele Mitbrüder hinzustießen, die den Gasthof zur Missionsschule »Christus Rex« umfunktionierten. Im Kreis der Patres gab es auch den Posten des »Propagandisten«, der mit einem Lichtbildprojektor, ja sogar mit einem Filmapparat durch Niederschlesien zog, Missionsvorträge hielt und Schüler warb. 1933 wurde die aufblühende Schule von einer Feuersbrunst heimgesucht, die eines der Gebäude zerstörte. Der Unterricht aber wurde weitergeführt, und noch im gleichen Jahr konnte das Haus wiederhergestellt werden.

Schlimmere Gefahren drohten vonseiten der Nationalsozialisten. Die Schulen in Lahnstein und Waldernbach mussten bereits 1938 bzw. 1939 schließen, Falkenhain erlitt 1940 das gleiche Schicksal. Voraussehend hatte man die Abiturienten deshalb seit 1939 nach Breslau gesandt. Als Schule existierte Falkenhain gerade einmal 12 Jahre. Umso erstaunlicher ist, dass aus dieser Schule 15 Schüler als Kleriker und zusätzlich 15 Brüdernovizen ihre Profess abgelegt haben. Die letzten »Falkenhainer« waren Pater Nikolaus Herden und Pater Raymund Baranek, die beide 2018 verstorben sind.

Während des Krieges wurden die Patres und die Brüder größtenteils zur Wehrmacht eingezogen. Viele von ihnen sind gefallen. Das Haus in Falkenhain dient der Einquartierung von Umsiedlern, und dem Pfarrer wurde lediglich ein kleines Zimmerchen neben der Sakristei zugestanden. 1946 wurden dann die letzten deutschen Patres ausgewiesen. Da polnische Mitbrüder das Haus übernahmen, konnte es für den Orden gerettet werden.

Vom Geist der Missionsschulen

Prägend war an allen drei Ordensschulen, dass neben einem soliden Unterricht auf das kulturelle Leben mit Musik und Theaterstücken viel Wert gelegt wurde. Das erste Ziel aber war es, Ordensberufe zu wecken. Da die Schulen Internatsschulen waren, ergab sich ein enges Zusammenleben der Schüler mit den Kommunitäten der Patres und Brüder. Ordensjubiläen, Versetzungen und die Ernennung von Oberen wurden gemeinsam gefeiert.

Um den Geist dieser Schulen zu erfassen, lohnt es, im »Apostel« 1931 den Artikel eines unbekanntes Lahnsteiner Schülers im Original zu lesen:

»Der Beginn des neuen Jahres brachte uns eine freudige Überraschung. Der Hochwürdigste Herr Pater Provinzial war für weitere fünf Jahre in seinem hohen Amte bestätigt worden. Am 18. Januar (1931) traf er (...) zu einem kurzen Besuch in unserer Missionsschule ein. In trautem Zusammensein feierten wir nun ein rechtes Familienfest. Zunächst überbrachte ein Oberprimaner im Namen aller Schüler die herzlichsten Glückwünsche (...). Die Schüler waren eifrig bemüht, den hohen Gästen genussreiche Unterhaltung zu bieten. Das Blasorchester bewies von neuem seine Leistungsfähigkeit. Doch auch das Streichorchester konnte mit meisterhaften Darbietungen auftreten. (...) Zuletzt sprach der Hochwürdigste Herr Pater Provinzial seinen herzlichsten Dank aus für die schönen Stunden, die ihm die Schüler des St. Johannesklosters bereitet. Doch nicht nur mit Worte dankte er, sondern durch die Tat: indem er uns einen freien Tag schenkte.«

Die Botschaft von Arnstein

Die Vision von Arnstein als Thronsaal des Herzens Jesu wurde von der Provinz energisch weiterverfolgt. Viele Patres arbeiteten damals als Volksmissionare und Exerzitienbegleiter und trugen den Gedanken der Weihe an das Heiligste Herz Jesu in Pfarreien, katholische Verbände und Familien. Das Sekretariat der Thronerhebung in Kloster Arnstein sammelte die Namen und verewigte sie im »Goldenen Buch« vor dem Hochaltar. Die Thronerhebung traf offenbar eine Stimmung in der katholischen Kirche und wurde weltweit vom Papst und den Bischöfen gefördert. Die Zeitschrift »Apostel« verbreitete den Gedanken der Thronerhebung nach Kräften.

Arnstein selbst wurde seit dem ersten Pilgerzug 1925 zum Treffpunkt großer Pilgerscharen. An den Pilgerzügen nahmen meist zwischen 600 und 800 Menschen teil, wobei Aachen mit 1.000 und Koblenz mit 1.100 Pilger:innen an der Spitze standen. Im Jahr 1935

wurden etwa 10.000 Pilger:innen gezählt. Der äußere Aufwand war enorm, die Sprache mitunter überschwänglich. Da begann selbst eine Lokomotive zu »sprechen«. »Echo der Gegenwart« schreibt 1928: »Wir erwähnen die sinnvoll geschmückte Lokomotive des Pilgerzuges. Sie trug auf ihrer Stirnseite einen Tannenzweig von 1,20 Meter Durchmesser mit weißem Kreuz und roten Herzen. Angestaunt auf ihrem weiten Wege bis zur Lahn sprach sie den bewundernden Beschauern vom Geiste derjenigen, die sie in langer Wagenkette zum Heiligtum nach Arnstein führte.«

In die Pfarreien

Die Zahl der Ordensberufe zwischen den beiden Kriegen ist imponierend. Im Jahre 1935 legen fünf Ordensbrüder ihre ewigen Gelübde ab, zehn werden zu Priestern geweiht. Ähnlich viele waren es in fast jedem Jahr in diesem Jahrzehnt. Um die Ausbildung für alle zu gewährleisten, wird in Weibern das Noviziat »Regina Pacis« eingerichtet.

Die wachsende Zahl der Mitglieder führt zu neuem Tatendrang. Die Arbeit in den Pfarreien wird als neues Arbeitsfeld angenommen. Erste Pfarrei des Ordens ist die Pfarrei St. Margaretha in Obernhof. Mit der Besiedlung von Kloster Arnstein ist die Bedingung verknüpft, diese Pfarrei mitzubetreuen. 1931 wird die Pfarrei St. Theresia in Wattenscheid-Eppendorf übernommen, 1942 die Pfarrei Herz Jesu in Herzogenrath. Im Jahre 1932 ergab sich in Wien eine besondere Chance: Hier wurde die Herz-Jesu-Sühnekirche eingeweiht. Bauherr war das österreichische Canisiuswerk, das ganz vom Geiste der Thronerhebung geprägt war. Die Kirche ist ein steingewordenes Zeugnis dieser Spiritualität. Als man Seelsorger für die Gemeinde suchte, wandte sich das Canisiuswerk an unsere Gemeinschaft. Patres der deutschen Provinz arbeiteten dort von 1933 bis 1988 und haben die Pfarrei im Sinne der Thronerhebung geprägt. Polnische Patres unserer Gemeinschaft führen heute das Werk weiter.

Düstere Schatten

Es ist einerseits erstaunlich, wie viel die Provinz in den Zeiten des Nationalsozialismus aufbauen konnte. Andererseits wurde die Besetzung von Pfarrstellen durch Ordensleute immer schwieriger, was vor allem die Orte um Kloster Arnstein herum spürten. Hinzu kam, dass es aufgrund von Reise- und Devisenbestimmungen unmöglich wurde, das Provinzialat in Simepeld zu belassen. Im Jahre 1936 wurde die Verwaltung für die deutschen Häuser nach Aachen verlegt. Das »Provinzialat«

für Deutschland lag von nun an in Aachen. Ab 1938 durften dann auch keine deutschen Studenten mehr in Simepeld studieren. Sie wechselten auf das Priesterseminar in Trier, wo für sie ein eigenes Studienhaus errichtet wurde. Da die Studenten in Deutschland waren, hatte die Wehrmacht nun vollen Zugriff auf sie, und praktisch alle wurden eingezogen. Schritt für Schritt wurden alle Aktivitäten behindert. Pilgerzüge wurden schikaniert: Pater Chrysostomus wurde einen Abend vor Abfahrt eines Pilgerzuges verhaftet, in Trier stand ein Pilgerzug abfahrtsbereit, aber der Trierer Oberbürgermeister verbot die Abreise, und die Leute mussten wieder aussteigen. Mit Beginn des Krieges gab es sie gar nicht mehr.

Der Prozess gegen Pater Chrysostomus Lauenroth wegen eines Devisenvergehens wurde zur kirchenfeindlichen Propaganda benutzt, und der Superior von Arnstein, Pater Alphons Spix, verstarb im Konzentrationslager Dachau. Sein Vergehen bestand darin, polnische Kriegsgefangene mit Brot und Kaffee gestärkt zu haben.

Finanziell versuchte man die Ordensgemeinschaft auszuhungern, indem man ihr die Gemeinnützigkeit entzog. Alle Schulen mussten zwischen 1938 und 1941 ihre Tätigkeit einstellen. Auch der »Apostel« blieb vom Rotstift der Zensur nicht verschont und wurde 1940 verboten. 1941 wurde das Provinzialat in Aachen beschlagnahmt, alle anderen Häuser mussten mit Einquartierungen aller Art leben: Wehrmachtssoldaten, Kriegsgefangene, Umsiedler und Evakuierte fanden hier Unterkunft. In Arnstein fand ein ganzes Kinderheim mit Ordensschwestern Platz, dies war aber die angenehmste »Einquartierung«. Der schwerste

Nikolausfeier in Lahnstein



Schlag war ohne Zweifel die Tatsache, dass 35 Patres, Brüder und Studenten im Krieg ihr Leben lassen mussten.

Das Jahr 1945 war dann ein völliger Neubeginn. In einem knappen Brief teilte der Provinzial 1947 mit, dass neue Nachrichten inklusive des »Apostels« dann zu erwarten seien, »wenn das nötige Papier dazu bewilligt wird«. Es fehlte aber nicht nur an Papier, sondern an allem anderen auch.



Bereits in den 1920er Jahren entsandte die deutsche Provinz Missionare nach Lateinamerika. Die Aufnahme aus späteren Jahren zeigt die Einweihung eines Ferienzentrums in Buenos Aires

Jenseits des Atlantiks

Unsere Ordensgemeinschaft fasste früh Fuß in Lateinamerika. Es begann in der chilenischen Hafenstadt Valparaiso. Die Stadt war zunächst eine Zwischenstation auf der langen Fahrt in die Missionen von Hawaii und den Marquesas-Inseln. Doch sehr schnell entwickelte sich hier ein eigenständiges Werk. Pfarreien und Schulen wurden ausgebaut, und von den ersten deutschen Patres, Brüdern und Schwestern in der Gemeinschaft fanden einige ihren Weg nach Chile, Peru und Ecuador.

1927 entsandte die deutsche Provinz die ersten drei Missionare nach Argentinien. In Chile bereiteten sie sich auf ihren Einsatz vor, und 1929 begannen sie in der argentinischen Hauptstadt Buenos Aires mit der Suche nach einem geeigneten Ort. Das Erzbistum bot unmittelbar ein Stadtviertel mit 35.000 Gläubigen an, damals am Rande der Stadt, heute mitten im Zentrum – aber das war es dann auch. Es gab keine Kirche, keinen Wohnraum, und es fehlte wie bei allen Gründungen an Geld. An Willenskraft mangelte es nicht. Mit Hilfe ortskundiger Steyler Missionare gelang es,

ein Grundstück zu erwerben. »Aber wie sah es dort aus? Das Wohnhaus: vier Zimmer zu ebener Erde – nackte Wände. Der Schuppen: drei Wände mit einem Wellblechdach.« Es war ein Anfang, aber bereits sechs Jahre später fanden die Mitbrüder in der Nähe ein besser geeignetes Grundstück. Hier wuchs das Zentrum Betania: Kloster und Kirche. In der neu gegründeten Pfarrei musste grundlegend aufgebaut werden: feste Gottesdienstzeiten, Katechese, Ministranten und kirchliche Vereine. Langsam trug die mühselige Arbeit Frucht.

1944 kam eine Pfarrschule hinzu, außerhalb des Stadtzentrums übernahmen die Patres noch die Arbeiterpfarrei Dock Sud. Bezeichnend für die Zustände dort ist die Tatsache, dass der Pfarrer am Anfang nur ein Bett sein Eigen nennen konnte. Wenn in der Kirche kein Unterricht war, lieh er sich Stuhl und Tisch der Katechetin. In El Palomar, einem Vorort von Buenos Aires, entstand nach und nach das Schulzentrum »Colegio Emaús«. Da es in den öffentlichen Schulen keinen Religionsunterricht gibt, sind kirchliche Schulen wichtig für die religiöse Bildung. Von der Vorschule bis zur gymnasialen Oberstufe bietet das Colegio Emaús heute 2000 Schüler:innen eine solide Ausbildung. Treibende Kraft bei der Entwicklung dieser Schulen war der aus Dortmund stammende Pater Luis Hengst.

Ein ganz anderes Aufgabenfeld bot sich jenseits der Anden. 1936 entsprach die Provinz einer Bitte des Bischofs von Valdivia und sandte Patres in den Süden Chiles. Die Städtchen La Union und Rio Bueno wurden ihre Heimat. Das war ein ganz anderes Arbeiten als in der Millionenstadt Buenos Aires. Hier auf dem dünn besiedelten Lande lebten die Menschen weit zerstreut, und das religiöse Leben spielte sich vor allem in kleinen Kapellengemeinden weit entfernt von der Pfarrkirche ab. Der Priester war hier selten zu sehen, und die Mitbrüder bemühten sich nach Kräften, die Gläubigen zu ermutigen, auch ohne Priester zusammenzukommen, um Gottesdienste zu feiern, Katechese zu erteilen und die Heilige Schrift miteinander zu teilen.

Während in Europa der Krieg wütete, konnte in Südamerika aufgebaut werden: Die deutsche Mutterprovinz sandte zwischen 1927 und 1939 nicht weniger als 31 Mitbrüder nach Argentinien und Chile. Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges hörte dann die personelle und materielle Unterstützung auf. Von der Heimat abgeschnitten machten sie weiter und legten den Grundstein zu Werken, die sich in den Nachkriegszeiten auf beeindruckende Weise entfalten konnten. ■

Lebensbilder

Athanasius

Der Brückenbauer

✍ Heinz Josef Catrein SSCC

Pater Athanasius Kulbach war ein äußerst kreativer, an vielem interessierter und andere respektierender Mensch, dem die Ökumene sehr am Herzen lag und der für seine Überzeugungen bereit war, auch persönliche Risiken in Kauf zu nehmen.

Gregor Kulbach wurde 1914 in Hausen im Westerwald geboren. Er war einer der ersten Schüler der neu gegründeten Missionsschulen in Waldernbach und Lahnstein. In Weibern trat er ins Noviziat ein. Während seines Theologiestudiums in Trier wurde er zur Wehrmacht eingezogen und verbrachte dann drei Jahre als Sanitätssoldat in Russland. 1944 kam er in sowjetische Gefangenschaft, aus der er erst 1955 mit den letzten Kriegsgefangenen entlassen wurde. Danach vollendete er sein Studium in Simpelveld, legte 1956 seine Feierliche Profess ab und wurde im gleichen Jahr zum Priester geweiht. 1962 wurde Pater Athanasius nach Norwegen versetzt, wo er an verschiedenen Orten bis 1989 als Pfarrer wirkte.

Pater Athanasius war nicht nur Theologe und Seelsorger, sondern auch Musiker – er komponierte, spielte mehrere Instrumente und wirkte zeitlebens als Chorleiter – und sehr temperamentvoll: Es konnte vorkommen, dass ein Mitbruder, der den Rhythmus nicht beachtete, seinen Taktstock aufs Haupt bekam. In Norwegen komponierte er Antiphonen und Messen für alle Sonntage des Kirchenjahres. Als Erster wagte er es, Kirchenlieder der lutherischen Kirche in ein katholisches Gesangbuch aufzunehmen. Das geschah nicht ohne Widerstand, aber wenn es um Überzeugungen ging, konnte er kämpfen. Schon als einfacher Soldat empfing er mit der Feldpost die Predigten des Münsteraner Bischofs von Galen und verteilte sie weiter. Die Jahre der sowjetischen Gefangenschaft haben ihn tief geprägt. Er lernte Russisch und schwärmte zeitlebens von dieser »alten Kultursprache«. Als Gefangener

bettelte er in orthodoxen Kirchen um Brot und Wein für die katholischen Lagergottesdienste und wurde selten abgewiesen. Den Wein teilte er dann mit dem evangelischen Pfarrer für dessen Abendmahl. Er sprach immer respektvoll von den Menschen Russlands und der orthodoxen Kirche.

Als Pater Athanasius im Alter von 48 Jahren nach Norwegen kam, erlernte er die Sprache auf hohem Niveau und wurde aufgrund seines Allgemeinwissens und seiner Gelehrsamkeit ein gesuchter Gesprächspartner. Er hatte zahlreiche Kontakte mit Geistlichen der lutherischen Staatskirche. Die Ökumene war ihm ein Herzensanliegen. Bei seiner Beerdigung 1994 in Norwegen waren neben den Mitbrüdern drei lutherische Pfarrer zugegen.

Dag Skogheim, ein bekannter norwegischer Journalist und Historiker, der sich selbst als Agnostiker bezeichnete, widmete ihm folgenden Nachruf:

»Es war eine große Bereicherung, Pater Kulbach zu treffen und mit ihm bekannt zu werden. Er war ein feiner Mensch, der in sich breites Wissen und geistige Weite beinhaltete. Seine Einstellung zum Leben und all dessen Ausdrucksformen war geprägt von einem tiefen Verständnis und Respekt, den man nur bei Menschen findet, die viel gesehen und erlitten haben.« ■

1955: Rückkehr aus der Gefangenschaft



| | |
|-----------|--|
| 1914 | Geboren in Hausen (Westerwald) |
| 1940–1955 | Kriegsdienst und Gefangenschaft |
| 1956 | Feierliche Profess und Priesterweihe |
| 1956–1962 | Lektor in Simpelveld |
| 1962–1989 | Pfarrer in Trondheim, Molde, Levanger (Norwegen) |
| 1989–1994 | Lebensabend in Levanger |

Weihe an das Heiligste Herz Jesu

 Hans-Ulrich Willms SSCC

Aus der Zeit gefallen. Und dennoch ...

»Dieses besondere Jahr 2020 stellt unsere ganze Gesellschaft mit der Corona-Pandemie vor eine Herausforderung, wie sie die Jüngeren unter uns in ihrem Leben noch nicht erfahren haben.« Für Bischof Heiner Koch ist das ein guter Grund, zum Hochfest Mariä Himmelfahrt das Erzbistum Berlin den Heiligsten Herzen Jesu und Mariä zu weihen.

Weihe an das Heiligste Herz Jesu – ein Begriff wie aus der Zeit gefallen. Aber eine radikale Idee, die den aktuellen Herausforderungen an die Wurzel geht: nicht sofort fragen, was wir tun können – zuerst fragen, wen wir etwas mit uns tun lassen wollen!

Weihe: Vertrauenserklärung mit Hirn und Herz. In Dienst nehmen lassen mit allen Konsequenzen.

Gefallen finden

Ohne Vorbedingungen, ohne Unterschied, ohne Wenn und Aber sind wir Gottes geliebte Menschen. Er hat Gefallen an uns gefunden. In der Weihe an das Heiligste Herz Jesu wird offenbar, dass wir uns gefallen lassen, dass Gott Gefallen an uns gefunden hat. Wir werden das nie begreifen, aber in der Weihe wollen wir uns von diesem Gott ergreifen lassen – von diesem, menschlich gesehen, unbegreiflichen, weil unbegreiflich menschlichen Gott.

Wir verschreiben uns nicht einer Sache, wir vertrauen uns einer Person an, um aus ihrem Geist heraus das Leben zu gestalten, mit seinen Sonn- und Werktagen – gelegen oder ungelegen. Wir übergeben uns diesem Gott ganz, mit allem, was unser Leben ausmacht. Und was wir ihm übergeben, nimmt er an.

Für unserer Ordensgemeinschaft ist diese Weihe nach wie vor die DNA unseres geistlichen Lebens und unserer Sendung: die in Jesus fleischgewordene Liebe Gottes zu betrachten, zu leben und der Welt zu verkünden. Das heißt, auf den Punkt gebracht: Wir sind geliebt, dürfen uns lieben lassen und diese Liebe wei-

tergeben an die Menschen, mit denen wir leben. Ganz im Sinne des großen Augustinus: Lass dich lieben, und was du dann tun kannst – das tu!

Die Weihe an das Heiligste Herz Jesu ist eine Lebensausrichtung: Zuspruch und Zusage werden zum Anspruch. Sie will befähigen, im Tatort Leben mehr Gott zu wagen, mehr Leben, mehr Liebe – ganz gleich von wem, in welcher Weise und mit welchen Zeichen und Riten sie vollzogen wird. Der persönlichen Kreativität sind keine Grenzen gesetzt.

Ritus – Körpersprache des Glaubens

Viele von uns Älteren denken dabei an den überwältigenden, weltweiten »Siegesszug« der Familienweihe an das Heiligste Herz Jesu im Rahmen eines Ritus der »Herz-Jesu-Thronerhebung«, die Pater Mateo Crawley SSCC seit 1907 zu seinem Lebensauftrag gemacht hat.

In allen Religionen gibt es Zeichen, Riten, Gesten und Gebräuche, die aus dem Leben der jeweiligen Zeit erwachsen, es deuten und bestehen helfen. Wenn diese nicht mehr zeitgemäß sind, weil veraltet und unverständlich geworden, schafft sich der Mensch neue: Er befragt die Gegenwart, überprüft die Vergangenheit und gestaltet daraus sein Heute auf Zukunft hin.

Riten und Rituale helfen ihm leben, weil er sich mit ihnen an Lebens- und Glaubenserfahrungen festmachen kann. Sie gehören zum Glaubensgefühl, nicht zum Wesen des christlichen Glaubens. Glauben ginge auch ohne



sie. Der Mensch aber ist ein Wesen aus Fleisch und Blut, hat Sinne und Leidenschaften, liebt das Leben und trägt schwer an ihm. Und so ist auch der Glaube an Gott nicht blutleer abstrakt. Er ist menschlich, erdet den Himmel, weil Gott Mensch geworden ist – mit Fleisch und Blut, mit Haut und Haaren. Sinnlicher Ausdruck und sinnliches Erleben geben dem Innenleben des Glaubens ein Außen. Unser Gott ist kein anonymes höheres »Etwas«. Die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus zeigt einen Gott, der ein Herz hat und deshalb zu Herzen geht; der unter die Haut geht, weil er in unserer Haut steckt; mit uns solidarisch ist auf den Höhen und in den Tiefen des Lebens: in Freude und quälendem Warum, in Liebe und Verzweiflung, in Gebeten und Flüchen – solidarisch bis in den Tod. ■



Mit Gott mehr Leben – mehr Liebe – wagen

Jesus Christus, Deine Geschichte mit mir ist nichts anderes als die Geschichte einer ganz großen Liebe und Treue. Dir vertraue ich mich an mit allem, was ich bin und habe.

Deine Liebe zu mir und meine Liebe zu Dir sind unlösbar verbunden mit Deiner Liebe zu meinem Nächsten. Damit tue ich mich im Alltag oft schwer. Vor allem dann, wenn der Glaube abgenagt, die Hoffnung verschlissen, die Liebe müde geworden oder verunglückt ist.

Menschliche Liebe hat ihre Grenzen. Immer wieder erfahre und erleide ich sie. Aber wer auf Deine Liebe setzt, braucht nicht zu sein, was er nicht ist, nicht zu leisten, was er nicht kann.

Gib mir von der Liebe und Treue Deines Herzens, was mir an Liebe und Treue fehlt. Damit immer deutlicher wird, was da erlebt werden kann, wo Menschen aus der Liebe Deines Herzens leben und ihren Alltag ganz danach ausrichten.

Mir ist bewusst: Nicht Gebete, Beter verändern die Welt. Deshalb bitte ich um den Mut und die Kraft, nicht nur um Erhöhung meiner Gebete zu bitten, sondern Dich in mir zu erhören. Dich – in mir.

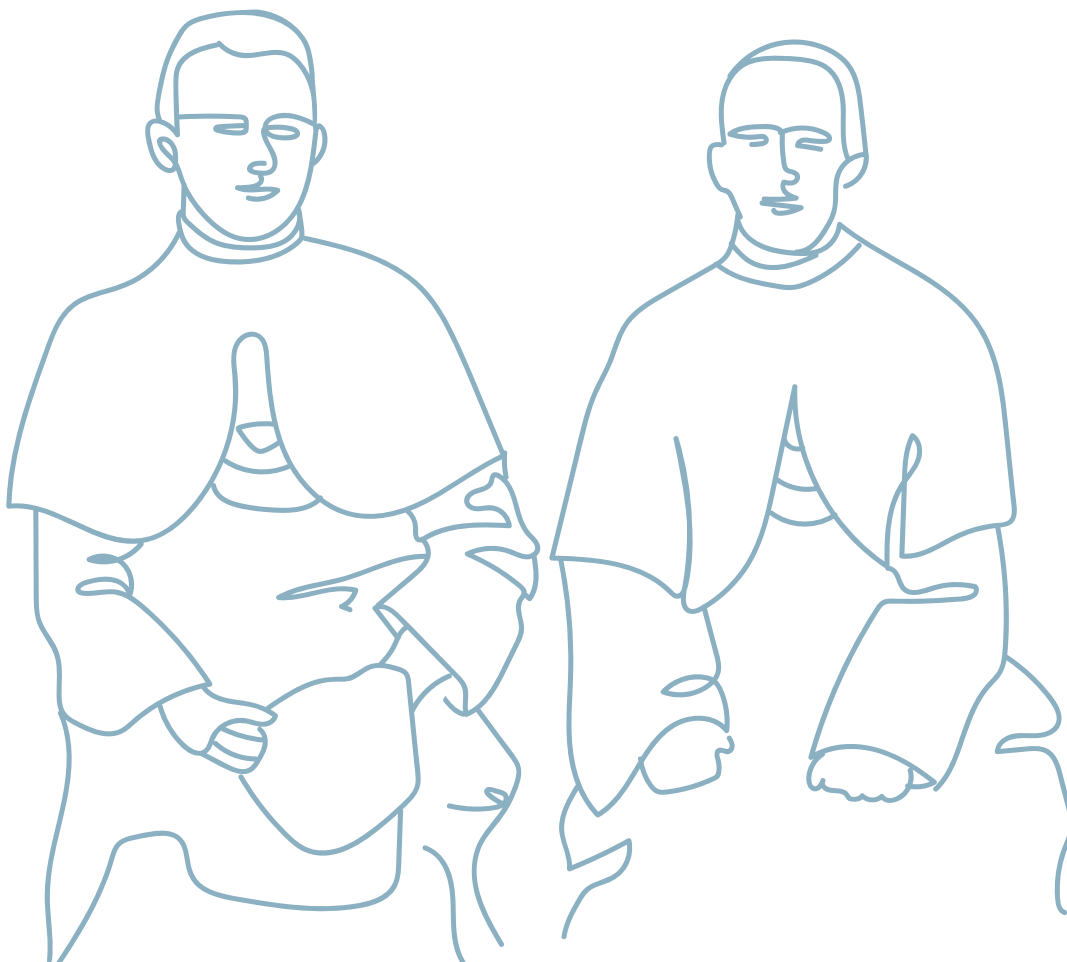
Und daran will ich mein Leben ausrichten und mein Sterben auch.

*Bilde mein Herz nach Deinem Herzen.
Amen.*

Weihe an das Heiligst Herz Jesu heißt, mich einhängen in Gott – mich ergreifen lassen von seiner großen Liebe zu mir. Eine Vertrauenserklärung mit Hirn und Herz.

Zusammenstellung
aus sechs Ausgaben
des Apostels

Apostel Ausgabe 4 2020



100 Jahre

Deutsche
Ordensprovinz

Die Ordensschulen: Wachstum und Übergabe

2020 wurde die Deutsche Provinz der »Ordensgemeinschaft von den Heiligsten Herzen Jesu und Mariens und der ewigen Anbetung« 100 Jahre alt. Die Redaktion nimmt dies zum Anlass, die Geschichte der Ordensprovinz in den »Apostel«-Ausgaben dieses Jahres vorzustellen und jeweils den Fokus auf einen die jeweilige Epoche prägenden Begriff zu richten. In diesem Heft geht es darum: Auch »die Bäume« einer Ordensgemeinschaft »wachsen nicht in den Himmel«.

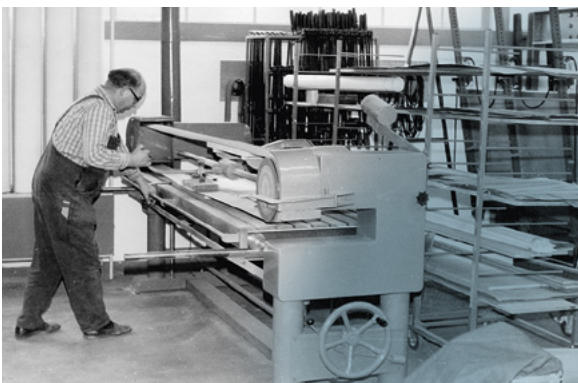
Neubeginn nach den Katastrophen von Nazizeit und Krieg

Um die Aufbauleistung unserer Mitbrüder nachvollziehen zu können, muss man sich die Situation nach Kriegsende 1945 vor Augen führen. Das Haus Simpelveld war mit drei Kommunitäten überbelegt, das geeignete Provinzialat durch Bombentreffer schwer beschädigt. Das Johanneskloster in Lahnstein stand der Ordensgemeinschaft zwar endlich wieder vollständig zur Verfügung, aber ohne Nahrungsmittel, Kohle und

Baumaterial, um die Kriegsschäden auszubessern. Das Haus in Waldernbach im Westerwald war von Evakuierten bewohnt; die Schüler, die dort studieren sollten, mussten nach Kloster Arnstein umziehen. Und das mit großen Hoffnungen begonnene Projekt Falkenhain in Schlesien war für die Deutsche Provinz verloren. Es blieben das »Klösterchen« in Herzogenrath bei Aachen, das Noviziat in Weibern in der Eifel und die Pfarrei St. Theresia in Wattenscheid-Eppendorf, heute ein Stadtteil von Bochum. Von einigen zur Wehrmacht eingezogenen Mitbrüdern fehlte jede Spur. Riesig war die Freude, wenn sie sich nach der Entlassung aus der Gefangenschaft zurückmeldeten. Ihre gesundheitliche Verfassung war sehr unterschiedlich. So wird in der Chronik notiert: »Pater L. sieht immer noch aus wie ein »Russe«. Pater R. kam in bemerkenswert gutem Ernährungszustand aus englischer Gefangenschaft nach Hause.«

Hunger und Französisch in Lahnstein

Für das Johannesgymnasium in Lahnstein erhielt die Ordensgemeinschaft bereits im Juli 1945 die Genehmigung, 50 Schüler aufzunehmen. Am 1. Oktober begann schon der Unterricht mit den vor der Nazizeit gültigen Lehrplänen. Mit einer Ausnahme: Französisch wurde Hauptfach in allen Klassen.



Die von Brüdern betriebene Schreinerwerkstatt des Johannesklosters lieferte einen Großteil der Einrichtung für das Johannesgymnasium

Das Hauptproblem war aber nicht der Lehrplan, sondern der Hunger. Die Schüler wurden eigentlich niemals richtig satt. Dazu kam die bittere Kälte des Winters 1945/1946, als den Internatsschülern das Wasser in ihren Waschsüsseln gefror. Eine Typhusepidemie hat 1946 einigen Schülern fast das Leben gekostet. Pater Theodor kam auf die Idee, die Kinder am Wochenende in die Bauerndörfer des nahen Hunsrücks und des Taunus zu schicken, wo sie sich bei Familien untergebracht einmal satt essen konnten.

In den ersten Nachkriegsjahren fehlte es an qualifizierten Lehrkräften. Die Ordensgemeinschaft schickte deshalb die jungen Patres zum Lehramtsstudium an die Universitäten. Parallel dazu wurden ab 1948 weltliche Lehrkräfte angestellt.

Internat, Schule und Konvent mussten unter dem Dach des Johannesklosters unterkommen. Es platzte damals aus allen Nähten. Selbst im Kreuzgang zog man provisorische Zwischenwände ein, um Klassenräume zu gewinnen. In einer enormen Kraftanstrengung wurde zwischen 1951 und 1960 in drei Bauabschnitten der heute sogenannte »Altbau« hochgezogen. Patres, Studenten, Brüder und Schüler hoben Gräben und Fundamente aus, die klostereigene Schreinerie lieferte die Inneneinrichtung, und die Klostergärtnerei gestaltete die Außenanlagen.

Bis 1966 stellten die Patres die Mehrheit des Lehrkörpers. Ihre Gehälter flossen in den »großen Topf« der Ordensgemeinschaft, und in Verbindung mit der handwerklichen Eigenleistung ermöglichte dieses System den Unterhalt der Schule.



Neubau des Wirtschaftsgebäudes
am Johannesgymnasium in Lahnstein

Seit dem Jahre 1963 gehörten Baukräne zum vertrauten Bild des Schulgeländes. Die Schule wuchs und stand – von außen betrachtet – imponierend da. Für die Ordensgemeinschaft wurde sie dagegen mehr und mehr zu einer Belastung: Der Ordensnachwuchs blieb aus, die Zahl der unterrichtenden Patres sank beständig, und das Projekt war finanziell nicht mehr zu stemmen. Schon 1972 wurden die Lasten durch die Gründung der Johannes-Schul-GmbH zwischen Bistum und Orden neu verteilt, im Jahre 2006 dann die Schule dem Bistum Limburg vollständig übergeben. Prägend für den Geist der Schule war neben der religiösen Erziehung auch die außerschulische Jugendarbeit: In der »Gemeinschaft vom christlichen Leben« fanden die Schüler vielerlei Angebote: Gruppenstunden, Frühschichten in der Advent- und Fastenzeit und soziales Engagement. Legendär waren die Pfingst- und Sommerlager auf dem Zeltplatz Dahlheim mit bis zu 150 Teilnehmer:innen.

Bahnbrechend war die Schule auch auf dem Gebiet der deutsch-französischen Versöhnung. Keine zehn Jahre nach dem Ende des Krieges wurden 1954 die ersten Kontakte nach Frankreich geknüpft – zum Collège St. Etienne und zum Lycée Charles Péguy in Châlons-en-Champagne. Von nun an war der Schüler:innenaustausch nicht mehr aus dem Schulleben wegzudenken. Dieses deutsch-französische Pionierprojekt war wohl das erste seiner Art und Vorbild für Austauschprogramme unserer Schulen mit weiteren Ländern. Das bekannte Deutsch-Französische Jugendwerk wurde erst neun Jahre später ins Leben gerufen.

Eine weitere Besonderheit des Johannesgymnasiums war der Einsatz für das »Deutsche Aussätzigen-Hilfswerk«, wie die Deutsche Lepra- und Tuberkolosenhilfe, damals hieß. Pater Damian de Veuster war das große Vorbild, und unter der Leitung der Patres Konrad Kusenbach und Richard Ott gelang es den Schüler:innen, etwa fünf Millionen Deutsche Mark zu sammeln.

Werne – eine Schule auf der grünen Wiese

In unserer Ordensregel von 1817 findet sich der folgende Satz: »Um die Kindheit Jesu Christi wiederzugeben, erziehen wir unentgeltlich arme Kinder, Jungen und Mädchen.« Diesen Auftrag nahm die Deutsche Provinz sehr ernst: Kaum hatten sich die Verhältnisse in Deutschland stabilisiert, begann man ernsthaft, nach einem Standort für ein zweites Gymnasium zu suchen. Werne an der Lippe kam dabei in den Blick. Anfragen unserer Patres nach den Möglichkeiten, dort ein katholisches Gymnasium zu errichten, wurden seitens der Stadtverwaltung, der lokalen Geistlichkeit und des Bistums Münster wohlwollend beantwortet,

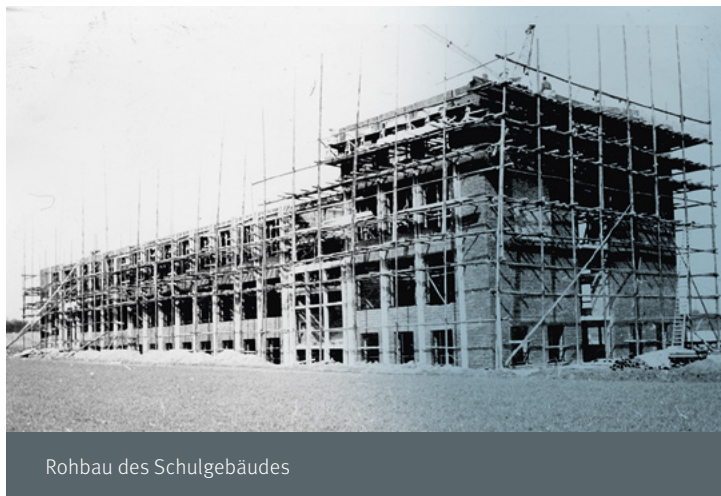
finanzielle Unterstützung in Aussicht gestellt. Der Orden verkaufte seine Schule in Waldernbach und das Pfarrhaus in Eppendorf, um dies realisieren zu können. Die Gründer hatten dabei das klassische Modell vor Augen: eine Jungenschule mit Internat und dem erklärten Ziel, geistliche Berufe zu wecken. Die Werbroschüren glichen zum Verwechseln denen von Lahnstein aus dem Jahre 1920. Von Waldernbach wechselten bereits 1955 Pater Venantius mit zwölf Schülern nach Werne. Da der Schulbau noch nicht fertig war, begann der Unterricht in der von der Pfarrei zur Verfügung gestellten alten Rektoratsschule. Patres und Schüler wurden im angemieteten »Homann'schen Haus« einquartiert. Anders als in der frühen Phase von Lahnstein wurden in Werne von Anfang an auch »externe Schüler« aufgenommen. Neben dem Unterricht teilten viele von den »Externen« auch die Mahlzeiten und das sogenannte Silentium mit den »Internen«. Das Silentium war eine gemeinsame Studienzzeit am Nachmittag, in der unter Aufsicht die Schulaufgaben gemacht wurden.

Vor der Stadt – mitten auf der grünen Wiese – entstand inzwischen das neue Schulgebäude. Weit davon entfernt, auch nur annähernd fertig zu sein, wurde es 1957 in Betrieb genommen. Ein Beteiligter erinnert sich: »Wir zogen in einen Rohbau. Unter dem Dach gab es einen Schlafsaal für 25 Schüler. Spanische Wände trennten die Zellen der Patres vom Schülerschlafsaal und den Klassenräumen. Zum Essen und Duschen musste man in den Keller. Zwischen Dachgeschoss und Keller wurde noch gebaut. Das Freizeitangebot war bescheiden: ein Billardtisch für die Größeren und Tischfußball für die Kleinen. Ausflugsziele waren der Stadtwald, eine Eisdiele und ein Kiosk in der Nähe. Bei dem mageren Taschengeld waren auch das bescheidene Vergnügungen. Alle drei Wochen durften die Kinder nach Hause.«

Das Provisorium war vorübergehender Natur. Die Schule wurde gut angenommen, schrittweise vergrößert, die Zahl der Schüler wuchs, und 1963 legten erstmals zwölf Schüler die Reifepfprüfung ab. Als katholische Schule war der Alltag der Internatsschüler in ein religiöses Rahmenprogramm eingebettet. Die heilige Messe am Morgen und der Rosenkranz am Abend gehörten zum Tagesprogramm. Für die »Internen« gab es einmal im Jahr Exerzitien, und alle Klassen hatten jährlich ihre »Tage religiöser Orientierung«.

Für die Arnsteiner Patres als Schulträger ergaben sich bald die gleichen Probleme wie in Lahnstein: Die Zahl

Patres bei der Besichtigung des Bauplatzes in Werne



Rohbau des Schulgebäudes

der unterrichtenden Patres wurde immer geringer, und es zeigte sich, dass man mit den Investitionen für eine moderne Schule langfristig überfordert war. Am 1. Januar 1982 wurde die Trägerschaft an den Bischof von Münster übergeben und das Internat geschlossen.

Auch in Werne lebt der Geist der alten »Picpus-Schulen«¹ weiter. Orchester- und Chormusik werden bis heute gepflegt, ebenso Theaterspiel und bildende Künste. Die Schulseelsorge ist ein wichtiges Element des Schulalltags. Ebenso lebendig ist der Schüler:innenaustausch mit einem großen katholischen Gymnasium in Lyon.

Die vergessenen »Volksmissionare«

»Volksmissionen« waren bis in die 1960er Jahre ein beliebtes Instrument der Gemeindepastoral. Eine Gruppe von Patres besuchte eine Gemeinde. Sie predigten, riefen zum Empfang der Sakramente auf und richteten sich in den »Standespredigten« gezielt an bestimmte

¹Picpus – benannt nach der Straße an dem das ehemalige Mutterhaus der Gemeinschaft in Paris liegt – ist eine international häufig verwendete Bezeichnung für die Ordensgemeinschaft SSSC.

Gruppen wie Kinder, Jugendliche, Eltern oder ältere Menschen. Für Priester und Gläubige waren es »harte Tage« mit mehreren Gottesdiensten und Veranstaltungen an einem Tag. Dazu kamen endlose Stunden im Beichtstuhl. In ihrer Glanzzeit waren acht Mitbrüder als Volksmissionare unterwegs. Eine Berühmtheit war Pater Damian Schäfers, nicht nur aufgrund seiner hünenhaften Gestalt, sondern auch wegen seines wortgewaltigen Auftretens. Nach 1960 verschwanden die Volksmissionen mehr und mehr, nicht zuletzt weil dieser anstrengende Dienst viele Mitbrüder verschlissen hatte und keine neuen die Lücke füllen konnten.



Werne als Gastgeber für die internationalen Jugendtreffen der Ordensgemeinschaften

»Die Reisebrüder«

Unsere Ordensgemeinschaft erkannte früh die Möglichkeit, durch gute Presseerzeugnisse ihre Botschaft einem großen Kreis von Menschen nahezubringen. Bereits 1895 gründete sie in der Simpelvelder Missionsschule die Zeitschrift »Das Werk des Pater Damian«, die rasch weite Verbreitung fand. Doch mit dem aus dem Französischen übernommenen Titel war die Deutsche Ordensprovinz nach einiger Zeit nicht mehr so glücklich, wollte man doch mehr, als nur das Erbe Pater Damians zu pflegen. Der Gedanke der Herz-Jesu-Thronerhebung sollte in Deutschland Verbreitung finden, verbunden mit Werbung für unsere Schulen und die Wallfahrten. Hergestellt wurde die Zeitschrift in der ordenseigenen Druckerei in Simpelveld, für die Verbreitung sorgten die »Reisebrüder« – unsere »Außendienstler«. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg besuchten sie Freunde, Wohltäterinnen und die Bezieher:innen des »Apostels«. Sie baten um Spenden für unsere Werke, nahmen Messbestellungen entgegen, warben für die Thronerhebung und die Arnstein-Wall-

fahrten und verteilten den »Apostel«. Viele Leute haben ihnen ihr Herz ausgeschüttet, weil sie in den Reisebrüdern verschwiegene und kluge Zuhörer fanden. Wenn die Brüder sagten: »Ich bete für Sie«, konnte man auf dieses Wort vertrauen.

Wochenlang waren die Reisebrüder unterwegs. Sie übernachteten in Klöstern oder bei befreundeten Familien und kehrten nur zu den hohen Festtagen in ihre Konvente zurück. Es war ein hartes Leben. Am Anfang reisten sie meist mit der Eisenbahn. Nach 1945 begann die Motorisierung mit Moped, Motorroller oder Goggomobil. Wer »betteln« geht, darf nicht mit einem großen Wagen ankommen.

Im Laufe der Jahre wurde so ein riesiges Kontaktnetz geknüpft. In den Notjahren 1945–1948 war dies von unschätzbarem Wert. Bruder Fidelis Rösner hatte das Ruhrgebiet als sein Revier und wurde aufgrund seiner vielfachen Beziehungen zu »dem« Nothelfer. Ob Koks, Ziegelsteine, Fensterglas, Kartoffeln oder Einweckgläser, Fidelis besorgte alles.

1970 zählte die Provinz noch fünf Reisebrüder, danach sank die Zahl rasch, bis dieses Apostolat eingestellt werden musste und der »Apostel« mit der Post versandt wurde. Die letzten Reisebrüder waren Bruder Stephan Gehlen und Bruder Andreas Lüttmer. Ihr Besucherkreis blieb ihnen treu. Bis heute melden sich immer noch die alten »Quartiergeber:innen« und andere Bezieher:innen und pflegen den Kontakt mit den ehemaligen Reisebrüdern. ■



Abbé Perardelle, einer der Initiatoren des deutsch-französischen Schüleraustauschs in Lahnstein

Lebensbilder

Der Künstler

Urban Koch

Pater Urban Koch war Kunsterzieher, bildender Künstler, Komponist, Schriftsteller und noch so einiges mehr. Ein großer Teil der künstlerischen Ausgestaltung des Johannesgyrnasiums in Lahnstein ist sein Werk.

 Heinz Josef Catrein SSCC



Bauarbeiten am Johannesgyrnasium mit einem von Pater Urban Koch gestalteten Fries

Als Lehrer für bildende Kunst in einem Jungengymnasium war es für ihn nicht immer leicht die jungen Menschen für die Kunst zu begeistern. Doch durch seine Fähigkeit, temperamentvoll und lebendig klassische Kunstwerke zu beschreiben, gelang es, dass selbst 15-jährige Jungs ihm zuhörten und etwas von seiner Begeisterung spüren konnten.

Neben seiner Tätigkeit als Kunsterzieher war Pater Urban aber vor allem auch selbst Künstler, und zwar ein sehr produktiver. Er fertigte Fresken, malte, zeichnete, modellierte und gestaltete Skulpturen in allen Ma-

terialien: Stein, Holz, Ton, Beton oder Metall. Zudem spielte er Kontrabass, leitete die Knabenschola des Johannesgyrnasiums und komponierte für alle Sonntage im Jahreskreis die liturgischen Gesänge. Zu den großen Erlebnissen der Knabenschola gehörten die von Pater Urban organisierten Auftritte – mitunter weit weg von Lahnstein.

Seine Weihnachtsskrippen in der Johanniskirche waren wahre Kunstwerke. Der Stall von Bethlehem befand sich auf einmal am Lahnsteiner Flussufer oder anderen leicht zu erkennenden Orten der Umgebung. Zu seinem Nachlass gehören zudem theologische Traktate und ein Roman. 1945 schrieb er »Der Königshämmerer«. Lesende glauben zunächst an ein Märchen, erleben aber dann in Form einer Parabel den nie endenden Kampf des Guten mit der Macht des Bösen.

Pater Urban starb schon mit 67 Jahren ganz kurz nach seiner Pensionierung. Doch im Johannesgyrnasium ist er bis heute mit seinen Kunstwerken präsent: Das Marienfresko am »Altbau«, die Stahlskulptur mit der Enthauptung des Täuflers, der Würfelturm auf dem Schulhof, der lange »Rhein-Lahn-Fries« mit den lokalen Sehenswürdigkeiten und die Betonplastik Pater Damians bezeugen seine ungeheure Vielseitigkeit. Und im Gedächtnis der Mitbrüder lebt er weiter als Künstler, Komponist und Mitbrüder mit einem fast universalen Wissen. ■



| | |
|--------------|--|
| 02. 09. 1919 | geboren in Essen-Dellwig |
| 1947 | Zeitliche Professur |
| 1947–1957 | Studium in Simpelveld und an der Universität Mainz |
| 1951 | Priesterweihe |
| 1958–1985 | Lehrtätigkeit am Johannesgyrnasium |
| 1986 | gestorben in Koblenz |

Die Bäume wach nicht in den Himmel

 Manfred Kollig SSCC

Zur 100-jährigen Geschichte der Deutschen Provinz SSCC gehören auch Erwartungen und Enttäuschungen, die durch Einschätzungen und Fehleinschätzungen von Entwicklungen sowie einen eingeschränkten Blick auf die Wirklichkeit verursacht wurden. In den 1960er Jahren waren die Mitbrüder sehr davon überzeugt, dass die Arnsteiner Patres in Deutschland und ihr Beitrag in Kirche und Gesellschaft weiter wachsen werde. Den damals schon sichtbaren Abbrüchen in den Niederlanden und in Frankreich begegneten sie mit der Gewissheit, dass diese weder die Kirche in Deutschland im Allgemeinen noch die Arnsteiner Patres treffen würden. Wie in jeder Gemeinschaft gab es auch Mitbrüder, die jene Zeichen der Zeit wie die Säkularisierung und den Abbruch von religiösen Selbstverständlichkeiten ebenso erkannten wie die Schwächen im System der eigenen Gemeinschaft. Sie waren eine Minderheit, Entscheidungen aber werden in einer Ordensgemeinschaft meist von der Mehrheit getroffen.

Als dann Anfang der 1970er Jahre die ersten Anzeichen eines Rückgangs unübersehbar wurden, sprachen viele Mitbrüder von einer »Durststrecke«, die nur wenige Jahre andauern werde. Die Mehrheit der Mitbrüder konnte und wollte nicht wahrhaben,

dass die Provinz in der Blütezeit angekommen war und »zu verwelken« begann.

Die Arnsteiner Patres haben in Deutschland in Seelsorge und Bildung Großartiges geleistet und in den 100 Jahren für und mit zwei bis drei Millionen Menschen seelsorglich gewirkt. Aber auch und gerade Ordensleute müssen erkennen: Die Bäume wachsen nicht in den Himmel.

Mit der Blüte beginnt das Verblühen

Nur wenige Erzählungen in der Bibel sind so bekannt wie die Geschichte vom Turmbau zu Babel. Wenn mächtige Menschen ihre Grenzen nicht wahrnehmen, wenn sie »zu hoch hinaus« streben und die Anfänge des Verblühens nicht erkennen, stoppt die Entwicklung. Wer nicht demütig die Vergänglichkeit alles Tuns und der daraus erwachsenen Früchte eingesteht, wird durch sein eigenes Handeln und seine Vermessenheit gedemütigt.

Schmerzlich ist, dass, wenn der Turmbau nicht voranschreitet, wir Menschen teils hektisch, teils aggressiv, teils depressiv und teils überaktiv werden. Alle wollen retten, was nicht zu retten ist. Und jeder Mensch will dies dann auf seine Weise tun. Das Ergebnis der Turmbaugeschichte ist deshalb, dass Menschen sich nicht

mehr verstehen. Sie sehen nicht mehr, dass und wozu es sich lohnt zu leben. Das Projekt Turmbau ist geplatzt. Ein neues Projekt gibt es nicht. Ziellos wird weiter gehandelt, indem man im Bild gesprochen das große Gebäude notdürftig repariert, anstatt es auf eine angemessene Größe zurückzubauen oder sich ganz von ihm zu trennen.

In einigen Ordensgemeinschaften sagen sich die Schwestern und Brüder mit einem Augenzwinkern: Wenn das Haus deiner Gemeinschaft renoviert wird, dann sei vorsichtig. In wenigen Jahren wird es aufgelöst. Auch das ist ein bekanntes Muster, auf die Grenzen des Wachstums zu reagieren: Man renoviert statt rechtzeitig abzugeben. Man erneuert die Gebäude aus Stein, während die »lebendigen Steine« weniger und älter werden.

Die Zeichen der Zeit erkennen

Auch diese Erfahrungen sind Teil unserer 100-jährigen Geschichte. Sie zu erzählen lohnt sich. Sie zeigen, dass wir als Arnsteiner Patres denselben Versuchungen erliegen können wie alle Menschen. Ich schreibe dies nicht, um nachzukarten oder mit dem Finger auf andere zu zeigen. Ich schreibe dies, weil ich glaube, dass auch von diesem Teil der Geschichte Nutzen und Segen ausgehen kann: Die Ermahnung, als

ein gutes Erwachen²
*bitte enttäusche mich
 amputiere meine Illusionen
 zerbrich den goldenen Spiegel
 bilderstürme mein geträumtes Ich
 zerstöre meine Kreise
 die sich um mich selber drehen
 verschreibe mir eine starke Dosis Wirklichkeit
 ich will mich wahrhaben*

einzelne Personen und als Gesellschaft das richtige Maß zu entdecken, wenn Ziele benannt und Schritte in die Zukunft geplant werden. Die Ermutigung, auf den Geist Gottes zu vertrauen, der den Blick öffnet für das, was geht, angemessen und sinnvoll und im Namen Jesu angesagt ist.

Die Erkenntnis, dass die Blüte, sobald sie auf dem Höhepunkt angekommen ist, zu verblühen beginnt, wie die Frucht mit dem höchsten Reifegrad zu faulen einsetzt. Auch dies ist gemeint, wenn das II. Vatikanische Konzil sagt, dass es wichtig sei, die Zeichen der Zeit zu erkennen.¹ Das 12. Kapitel des Lukasevangeliums ist für diese Gedanken grundlegend. Hier spricht Jesus von der Vergänglichkeit des Besitzes, der Wachsamkeit für den Herrn, von der rechten Sorge in dieser Welt und von der Zeit der Entscheidung, die begrenzt ist. Entscheidend ist nicht, wie unsere Wirklichkeit – die persönliche, die der eigenen Familie oder Gemeinschaft, die der Kirche oder der Gesamtgesellschaft – ist. Entscheidend ist, dass wir die Wirklichkeit in dem Glauben annehmen, dass Gott sie bereits angenommen hat.

Andreas Knapp, der kleine Bruder von Charles de Foucauld, schreibt für die Arnsteiner Patres wie für jeden Menschen, der es liest:



Die Vergangenheit und die Gegenwart bieten uns immer Zeichen der Zeit an, die einladen demütig zu sein. Gleichzeitig warnen sie davor, uns etwas vorzumachen. Ob es sinnvoll und angemessen ist, sich mit 90 ein neues Auto zu

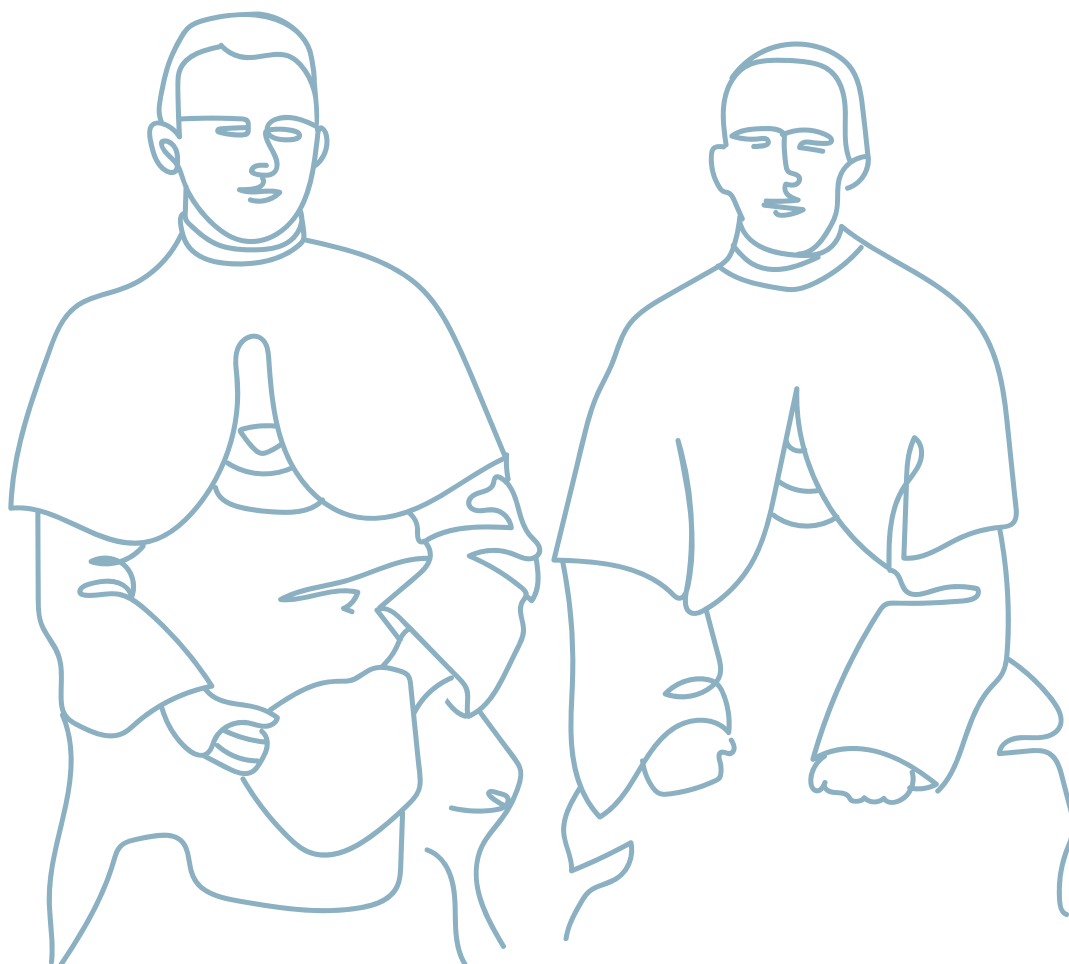
kaufen, muss jeder Mensch selbst wissen und sollte sich dabei von anderen beraten lassen. Auf jeden Fall sollte er aber wissen, dass sein neues Auto ihn nicht jünger macht und seine Lebenserwartung nicht steigen lässt. ■

¹Zweites Vatikanisches Konzil, *Gaudium et spes*; auch Enzyklika *Pacem in terris* von Johannes XXIII, u.a. Nr. 40-45

²Andreas Knapp, *Gedichte auf Leben und Tod*, Echter Verlag, Würzburg 2008

Zusammenstellung
aus sechs Ausgaben
des Apostels

Apostel Ausgabe 1 2021



100 Jahre

Deutsche
Ordensprovinz

Alles hat seine Zeit

Im vergangenen Jahr wurde die Deutsche Provinz der »Ordensgemeinschaft von den Heiligsten Herzen Jesu und Mariens und der ewigen Anbetung« 100 Jahre alt. Die Redaktion nimmt dies zum Anlass, die Geschichte der Ordensprovinz in einer sechsteiligen Reihe vorzustellen. Der Fokus liegt dabei auf einem die jeweilige Epoche prägenden Begriff. Dieser vorletzte Teil steht unter dem Titel »Das Erbe weitergeben«.

 Heinz Josef Catrein SSCC
und Kerstin Meinhardt

Kloster Arnstein: Wallfahrtsort

Als die ersten Brüder der Gemeinschaft von den Heiligsten Herzen im Jahre 1919 nach Obernhof an der Lahn kamen, war dies nicht mehr als ein kleiner Ort mit einer Klosterruine und einem Bahnhof an der Strecke Koblenz–Limburg. Kaum zu glauben, dass bereits sechs Jahre später ein Pilgersonderzug Obernhof zum Ziel hatte. Seit die Ordensgemeinschaft in Deutschland Fuß gefasst und Kloster Arnstein übernommen hatte, war mit dem Wiederaufbau des alten Gemäuers begonnen worden. Die Arnsteiner Patres wurden unter dem Namen ihrer ersten Niederlassung in Deutschland bekannt, und ihr idyllisch gelegenes »Stammhaus« entwickelte sich zu einem beliebten Wallfahrtsort. Die Zahl der Pilgerzüge wuchs von Jahr zu Jahr. Doch 1938 war vorerst Schluss: Die Sonderzüge wurden von den Nationalsozialisten verboten. Nach dem Krieg gab es andere Hindernisse: Hunger und Not, Reisebeschränkungen der Militärregierung und die zerstörten Brücken der Lahntalbahn. In der Wallfahrtssaison 1948 war es nach zehnjähriger Unterbrechung wieder so weit: In Obernhof lief der erste Pilgerzug nach dem Krieg ein. Von nun an ging es zügig weiter. 1950 kamen bereits zehn Pilgerzüge, und diese hohe Zahl hielt sich bis in die 1990er Jahre. Stabilität garantierten zwei sehr en-

gagierte Pilgerleiter mit langer »Dienstzeit«. Pater Gotthard Kessler organisierte die Reisen von 1953 bis zu seinem plötzlichen Tod 1970. Pater Hans-Ulrich Willms übernahm das Amt im gleichen Jahr und begleitete die Pilger bis zum Jahre 1992.

Jedes Jahr stand die Arnsteinwallfahrt unter einem anderen Thema, aber immer drehte sich die Verkündigung um die Liebe, die im geöffneten Herzen Jesu für uns sichtbar wird. Zu den Faktoren, die die Wallfahrten zum Kloster Arnstein so beliebt machten, kommt vor allem eine intensive Gemeinschaftserfahrung. Morgens früh brachen die Pilgernden im Ruhrgebiet oder andernorts auf. Im Zug trafen sie auf den »Pilgerpater« mit seiner Mannschaft und meist auf Bekannte vom Vorjahr. Mit Lautsprecherdurchsagen bereits während der Fahrt eingestimmt ging es dann in einer Prozession gemeinsam den steilen Berg zum Kloster hinauf: beten mit den Füßen.

Die Klostersgemeinschaft hat es über Jahrzehnte geschafft, die Gottesdienste in vielerlei Form zu einem lebendigen Erlebnis für Jung und Alt zu machen. Unvergessen für viele bleiben das »offene Singen« nach dem Mittagessen und die »Kartoffelpredigten« in der



Wallfahrt in den siebziger Jahren ...
vorneweg die Arnstein Gemeinschaft

Pilgerhalle. Ein Bruder oder Pater unterhielt die Pilgerschar mit launigen Betrachtungen. Im Gegensatz zu anderen Wallfahrtsorten fehlten hier Wirtshäuser und Geschäfte aller Art. Die Bewirtung war einfach und ohne große Auswahl. Es gab keinen Alkohol. Wenn 800 Menschen auf dem Klostergelände waren, war es nicht schwer, Kontakte zu knüpfen.

Bis in die 1990er Jahre verliefen die Arnsteinwallfahrten in altvertrauter Weise, wobei kritische Beobachter:innen schon viel früher bemerkten, dass die jüngere Generation immer weniger vertreten war.

Nach der deutschen Wiedervereinigung kamen seitens der Deutschen Bahn neue Probleme. Sie teilte mit, dass es in Zukunft nicht mehr möglich sein würde, Sonderzüge mit Lautsprecherwagen einzusetzen. Damit war die ganze Struktur infrage gestellt. 1992 wurden nur noch neun Züge angeboten, in den folgenden Jahren musste ganz auf Busse umgestellt werden. Der Rückgang der Pilgerzahl war unübersehbar, und Arnstein teilte das Schicksal anderer Wallfahrtsorte.

Wenn von den Wallfahrten gesprochen wird, muss vor allem die Rede sein von den Menschen, die diese mög-

lich gemacht haben. Für die Werbung standen unsere Reisebrüder und der »Apostel«. An den Abreiseorten musste geworben und Fahrkarten mussten verkauft werden. Im Zug waren die Kinder zu betreuen. In Arnstein wurden Würstchen aufgewärmt, Bouillon gekocht und quadratmeterweise Pilgerkuchen geschnitten. Devotionalien wurden verkauft, Bestellungen für den Messbund angenommen. Es wurde geputzt und geräumt. Treue Helfer:innen kamen jahrelang Sonntag für Sonntag, oft von weit her.

Im Jahre 2018 begrub ich Josef Sterner. Fast 50 Jahre lang kam er jedes Jahr an den Wallfahrtsontagen von Dormagen angereist, um uns zu helfen. Josef Vosskübler aus Köln kann auf eine ähnliche Leistung zurückblicken. Er hat nach dem Kriege allen Pilgerleitern zur Seite gestanden und war ein wahres Universaltalent als Organisator, Übertragungstechniker, Organist und »Mädchen für alles«, kräftig unterstützt von seiner Familie.

Kloster Arnstein: Jugendbegegnungsstätte

Kloster Arnstein hatte nicht nur als Wallfahrtsort einen Namen, bekannt war es auch als Begegnungsort für Jugendliche. Die Jugendherbergsaktivitäten im Kloster starteten schon 1949. Angezogen von den Freizeitmöglichkeiten, die die Lahn bot, und der besonderen Atmosphäre des Klosters freuten sich die jungen Besucher:innen auch über die preiswerte Übernachtungsmöglichkeit bei den Patres. Mit dem Start der Jugendbegegnungsstätte Kloster Arnstein (JBS) im Jahr 1976 bekamen die Jugendaktivitäten ein konzeptionell anspruchsvolleres Gesicht. Ein Team engagierter, in der Mehrzahl ehrenamtlich tätiger Freund:innen der Gemeinschaft traf sich mehrmals im Jahr mit der Leitung der JBS, um ein Kursprogramm zu entwerfen. Es entstand ein Ort, an dem junge Menschen auch geistlich wachsen konnten. Das Kernteam verstand sich als »Kirche im Kleinen«, spirituell inspiriert von den Aufbrüchen der Basisgemeinden Lateinamerikas. Sterndeuter:innen gleich versuchten sie, die jungen Menschen zu begleiten, die aus der weiteren Umgebung und den Schulen der Arnsteiner Patres den Weg nach Kloster Arnstein fanden. Das spirituelle Angebot wurde im »Anderground-Prospekt« zusammengefasst und versandt. Die Kursangebote waren ein Versuch, gesellschaftliche Randgruppen in den Fokus zu heben, aktuelle Themen zu diskutieren und neue geistliche Impulse zu geben. Gebete und Lieder in den gemeinsam gestalteten Gottesdiensten erhielten eine der jeweiligen Zielgruppe und ihrer Ausdrucksform gemäße lebendige Fassung. Viele engagierte Christinnen und Christen gingen aus dem Kreis der JBS hervor, unter anderem auch der Kirchenmusiker Dietmar Fischenich, der uns für unsere 100-Jahr-Feier mit einem eigenen Lied beschenkte.

Große europäische Workcamps fanden in der JBS unter Einbeziehung der Möglichkeiten des nahe gelegenen Klosters in Lahnstein statt. Ein internationales Highlight, das vielen noch immer in Erinnerung ist, war das Internationale Jugendkulturcamp 2000. Ein Team von Künstler:innen erarbeitete mit den Jugendlichen aus Kamerun, Argentinien, Deutschland und von den Philippinen ein »Zirkusprogramm«, das zu Auftritten in Limburg, Lahnstein, Montabaur und in Westernohe führte.

In den letzten Jahren wurde es ruhiger, und die JBS wandelte sich wieder stärker zu einem traditionellen Beherbergungsbetrieb, der gerne genutzt wurde von Gruppen, die sich selbst verpflegten. Doch mit dem Ende der Präsenz der Patres von den Heiligsten Herzen im Kloster Arnstein wurde auch die JBS geschlossen.

Sowohl die Zeiten von Kloster Arnstein als Jugendbegegnungs- als auch die als Pilgerstätte sind vorbei. Wie heißt es so weise bei Koholet: »Alles hat seine Zeit.« Was ist das Erbe, das wir weitergeben? Vielleicht die Erkenntnis: Glaube braucht besondere Ort und vor allem die Begegnung mit anderen, damit er im Alltag lebendig gelebt werden kann. Solche Orte entstehen nicht von alleine, sondern werden durch den gemeinsamen Einsatz engagierter Menschen geschaffen.

Die Pfarreien der Arnsteiner

Wenn von unserem Erbe die Rede ist, denken wir natürlich auch an die vielen Pfarreien, die wir betreut haben. Als wir 1919 Kloster Arnstein besiedelten, bestand das Bistum Limburg darauf, dass die Patres auch die örtliche Pfarrei St. Margaretha übernahmen; eine weit zerstreute Diasporagemeinde, zu der sieben Ortschaften gehörten, zwischen denen die Patres zu Fuß unterwegs waren. Im Lauf der Jahre wurde dem Kloster auch die Seelsorge für weitere Gemeinden im Nassauer Land übertragen. Als im Dezember 2020 die beiden letzten Patres Bad Ems verließen, endete nach 101 Jahren unsere Seelsorge in den Gemeinden des Nassauer Landes.

Fast parallel entwickelte sich ein ähnliches Modell der Arbeit in Pfarreien im Brohltal in der Eifel. Um der wachsenden Zahl der Novizen eine Heimat zu bieten, wurde 1927 eine Bauruine in Weibern gekauft und als Noviziat »Regina Pacis« ausgebaut. Seelsorgliche Auswahldienste in den Nachbarpfarreien waren selbstverständlich. Nach dem Krieg erwarb unsere Gemeinschaft in Burgbrohl die alte Burg und machte sie unter dem Namen »Herz-Mariä-Kolleg« zur Ausbildungsstätte für unsere Studenten. Als 1948 die Grenze nach Simpelveld/Niederlande geöffnet wurde, zogen die Studenten dorthin und die Novizen von Weibern nach Burgbrohl.

Zehn Jahre lang war das »Burgkloster« Noviziat, bis dieses 1960 nach Arnstein verlegt wurde. Im Brohltal entwickelte sich eine eigene Dynamik. 1961 wurde der Provinz die Pfarrei Burgbrohl übertragen, und in rascher Folge kamen weitere Pfarreien im Brohltal hinzu. Zeitweise betreuten wir 13 Pfarreien. Mit dem Verkauf des »Burgklosters« hatte die Gruppe der dort tätigen Priester kein Zentrum mehr. Die Patres lebten jeweils an den Pfarrorten, versuchten aber, Kontakt miteinander zu halten. Sie trafen sich zu Gesprächen, Mahlzeiten und Gottesdiensten, wobei der Kontakt zur Gemeinschaft auch stark vom Interesse des einzelnen Mitbrüders abhängig war. Diese Form des Zusammenlebens wird als »Regionalkommunität« bezeichnet. Sie bestand bis 2014, als wir durch den Mangel an Mitbrüdern gezwungen waren, uns nach 80 Jahren aus dem Brohltal zurückzuziehen.



Internationales Jugendcamp im Jahr 2000: Kloster Arnstein war ein Ort der Begegnung und der Glaubenserfahrung

Die Nennung aller Pfarreien, in denen Mitbrüder in den vergangenen 100 Jahren wirkten, würden den Umfang dieses Beitrags sprengen. Ihre Geschichten müssen an anderen Stellen erzählt werden.

Grundsätzlich kann über unsere Pfarreiarbeit gesagt werden: Die jeweiligen Aufgaben ergaben sich aus den örtlichen Gegebenheiten. Mal stand eine Pfarrei, mal eine feste Aushilfsstelle, mal ein Werk wie die Volksmission im Vordergrund. Von einem systematischen Konzept im Sinne einer gemeinsamen Seelsorge konnte keine Rede sein. Um 1975 zeichnete sich darüber hinaus die Notwendigkeit ab, die weniger werdenden Kräfte zu bündeln und neu zu organisieren. Bei den damaligen Diskussionen spielten verschiedene Überlegungen eine Rolle. Die Ordensgemeinschaft wollte in ein Gebiet, wo die pastorale Not groß, die von Armut und sozialen Problemen geprägt und in der ein genügend großes Pfarrhaus für eine größere Gemeinschaft vorhanden war. Pirmasens erfüllte alle diese Kriterien. Seit 1960 waren wir in diesem Raum tätig, aber zunächst im Stil unserer früheren Pfarreien mit dem eher lockeren Zusammenhalt der Regionalkommunität. Das neue

Konzept sah für vier Mitbrüder ein gemeinsames Pfarrhaus vor, zwei weitere lebten außerhalb, wurden aber durch die gemeinsamen Mahlzeiten, Gespräche und Planungen fest eingebunden. Es war eine lebhaftige Zeit, die vor allem vom gemeinsamen Leben, Beten und Arbeiten geprägt war. Unsere Kommunität hatte die Verantwortung für die große Pfarrei St. Anton, für die Kinder- und Jugendseelsorge in der Stadt sowie den Dienst an den alten und kranken Menschen in den Krankenhäusern und Altenheimen. Eine besondere Aufmerksamkeit galt den Kindern aus den sogenannten sozialen Brennpunkten. Sehr früh wurde die Lern- und Spielstube Ohmbach eingerichtet, die – in kommunaler Trägerschaft – unsere Zeit in Pirmasens überlebte.

Was in Pirmasens auch gelang, war eine harmonische Zusammenarbeit mit dem Weltklerus, unseren pastoralen Mitarbeiter:innen und den beiden Damen, die uns den Haushalt führten. Pirmasens war für unsere Gemeinschaft in Deutschland ein Versuch, neue Wege im Ordensleben und der Pfarreseelsorge zu gehen. Wegen des rapiden Niedergangs von geistlichen Berufen entschied die Ordensgemeinschaft, unsere Präsenz in Pirmasens aufzugeben. Zum großen Bedauern der Bevölkerung verließen wir 1995 die Stadt.

Auch im Hinblick auf die Arbeit der Mitbrüder in Pfarreien stellt sich nach 100 Jahren die Frage, welche Lehre wir daraus ziehen.

Verbunden damit ist die Überlegung, ob Pfarreien überhaupt der richtige Einsatzort für Ordenspriester sind. In meiner ländlich geprägten Heimat nannte man den Pfarrer oder Pastor in der Umgangssprache nur »der Herr«. Der Pfarrer hatte ziemlich allein das Sagen, und verglichen mit den meisten Wohnhäusern war das Pfarrhaus meist ein stattlicheres Gebäude. Der Anspruch an das Leben von Ordensleuten beinhaltet ein grundsätzlich anderes Modell der persönlichen Lebensgestaltung und des kirchlichen Dienstes, denn eine der Grundsäulen des Ordenslebens ist das Leben und Arbeiten in Gemeinschaft. Der Generalobere Henri Systemans formulierte es so: »Die Ordensleute sind gut für die Pfarreien, aber die Pfarreien sind nicht gut für die Ordensleute.« Vielleicht könnte unser Fazit etwas gemäßiger lauten: Wenn wir in Pfarreien wirken, dann so, wie wir es in Pirmasens versucht haben: Als Gemeinschaft leben wir zusammen, beten und arbeiten. Das heißt, dass wir uns auch als Gemeinschaft in den Dienst der Menschen stellen und gemeinsam die Aufgaben gestalten, die sich in der Pfarrei stellen. Alles hat seine Zeit! Die Zeit des Pfarrers als »der Herr« ist vorbei, die Zeit des Ordensmannes als Einzelkämpfer in einer Pfarrei ebenso. ■



Die Herz-Jesu-Sühnekirche in Wien: von 1933 – 1988 von Mitbrüdern der deutschen Provinz, ab 1988 von Mitbrüdern der polnischen Provinz betreut

Lebensbilder

Der Grenzgänger

Friedhelm Geller

In einem Brief an seinen damaligen Provinzial in den 1980er Jahren beschrieb Pater Friedhelm, was ihn sein Leben lang motivierte und antrieb: »Hauptaufgabe der Kommission »Mission« ist die »Öffnung« der Provinz (...) Da geht es um mehr als Arbeit für die Missionen. Es handelt sich darum, den Blick über den eigenen Gartenzaun hinauszurichten. (...) Einen, der zutiefst davon überzeugt ist, dass er alles perfekt macht und nichts Neues hinzulernen muss, zu überzeugen, ist eine der schwierigsten Aufgaben. Diese Angst, etwas von seinem »Besitzstand« zu verlieren oder seine traute Umgebung vielleicht aufgeben zu müssen, ist zutiefst unchristlich und nicht einem Ordensideal entsprechend.«

 Martin Königstein SSCC

Für Friedhelm Geller war Kirche Sendung, fähig sein, die eigenen Sicherheiten zurückzulassen, und bereit werden für Solidarität und Mitgefühl vor allem mit den Menschen am Rand, den Vergessenen und unsichtbar Gemachten. Frohe Botschaft sein für die, die schlechte Erfahrungen im Leben machen. Pater Friedhelm war viel unterwegs in der Welt und in der weltweiten Ordensgemeinschaft, aber auch im Kulturleben und in der Kunst. Aufmerksam werden, ehrfurchtsvoll sein gegenüber Unbekanntem, Neuem, Fremdem war für ihn der konkrete Weg, das Kreisen um das eigene Ich zu überwinden, sich zu öffnen und für das Einswerden bereit zu machen. Er hatte keine Angst vor Unbekanntem, wusste sich geweitet und bereichert.

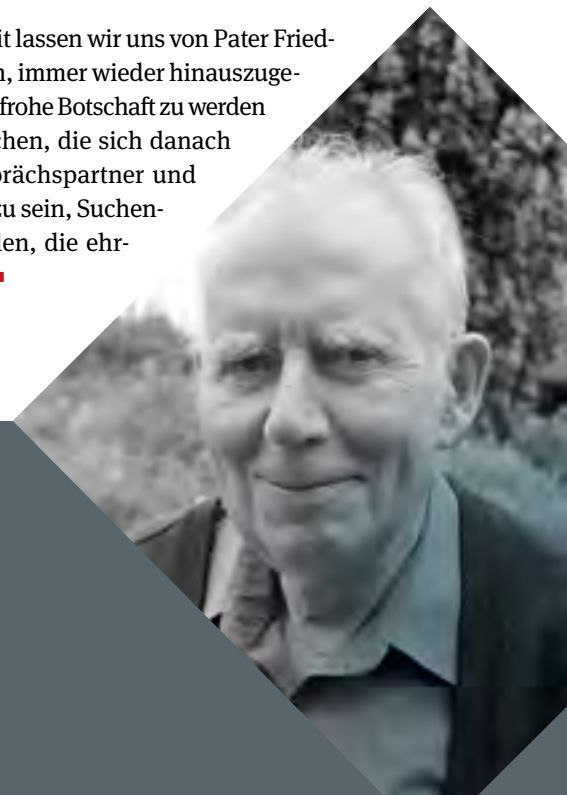
Pater Friedhelm kannte die Ordensgemeinschaft, ihre Spiritualität und ihr Charisma von den Ursprüngen

her, und er beobachtete und begleitete ihre Entwicklung in Seminaren, Workshops und Exerzitien, häufig mit jungen Mitbrüdern in vielen Ländern und auf allen Kontinenten. Er war eine Legislaturperiode lang Sekretär in der römischen Zentrale unserer Ordensgemeinschaft und viele Jahre lang verantwortlicher Redakteur des »Apostel«.

In Dankbarkeit lassen wir uns von Pater Friedhelm einladen, immer wieder hinauszugehen ins Weite, frohe Botschaft zu werden für die Menschen, die sich danach sehnen, Gesprächspartner und Weggefährte zu sein, Suchende mit so vielen, die ehrlich suchen. ■

1939
1960
1965
1965–1970
2019

geboren in Sundern/Westfalen
Zeitliche Profess
Priesterweihe
Zusatzstudium der Publizistik und Anglistik
gestorben in Werne



Was bleibt, wenn nichts mehr bleibt?

✍ Ludger Widmaier SSCC

Wenn Menschen alt werden, dann denken viele daran, ein Testament zu machen und ihr Erbe aufzuteilen. Das ist Teil des Alterns, des Sterbens und der Weitergabe des Lebens. Den Erben eröffnet dies oft neue Lebensmöglichkeiten, aber es erinnert sie auch an vertane

Chancen, Unglück und Schuld. Das ist bei einer Ordensprovinz auch so. Und so hat auch unsere Ordensprovinz schon seit Längerem damit begonnen, Schulen, Einrichtungen, Werke und Klöster in Deutschland, Argentinien, Chile und Norwegen an Nachfolger:innen weiterzuge-

ben, die auf eine gewisse Art und Weise unsere Erben sind.

Dennoch stellt sich meines Erachtens die Frage nach dem Erbe von 100 Jahren Nachfolge Jesu im Geist unserer Ordensgemeinschaft noch einmal anders: Welche Früchte haben 100 Jahre Leben der Mitbrüder unserer Provinzgemeinschaft in der Nachfolge Jesu getragen? So kommt die Frage nach dem Sinn von 100 Jahren Leben als Deutsche Ordensprovinz in den Blick.

Sicherlich, viele der Früchte eines Lebens im Geiste des Evangeliums bleiben für uns unsichtbar. Aber Gott lässt seine gute Saat aufgehen – auf seine Weise. Und doch können wir mehr dazu sagen. Das Erbe unserer Ordensgemeinschaft ist nicht nur unsichtbar, sondern es gibt auch sichtbare Früchte unseres Lebens als Ordensleute – und die sind, so müssen wir wohl klar feststellen, zwiespältig. Es gibt Menschen, denen Mitbrüder unserer Deutschen Ordensprovinz unsägliche Gewalt angetan haben, und die Narben dieser Gewalt müssen sie ein Leben lang mit sich tragen – das ist ein schweres Erbe. Die Erinnerung daran ist für mich schmerzlich, diese Geschichte macht mich – und andere Mitbrüder ebenso – traurig und wütend; aber vor allen wohl auch diejenigen, die dieser Gewalt ausgesetzt waren. Das ist ein Teil des Erbes unserer Deutschen Provinz, das anzuschauen immer wieder schwer ist.



»Wenn ich in die Kirche komme und seh' den Jesus mit den ausgestreckten Armen, dann wird mir ganz anders!« Hinter den schlichten Worten einer Pilgerin zum Kloster Arnstein steckt das tiefe Glaubenserlebnis: »Gott hat ein Herz für uns«.

Es gibt aber auch ein anderes Erbe, das durch diese furchtbaren Taten nicht ungültig wird. In ihrer Geschichte hat sich die Deutsche Ordensprovinz einen Geist der Internationalität angeeignet. Die Gründungen in Norwegen, Argentinien und Chile sind dafür Zeichen, auch die Europäischen Jugendtreffen SSCC, die internationalen Workcamps und die Weltjugendtage, bei deren Vorbereitung und Durchführung deutsche Mitbrüder immer wieder mitgewirkt haben. Die Arbeit der Jugendbegegnungsstätte in Arnstein (JBS), die Partnerschaften von Gemeinden und Schulen und vieles, vieles mehr haben dazu geführt, dass die Mitbrüder und viele Freund:innen der Ordensgemeinschaft heute zu einem weiten internationalen und interkulturellen Beziehungsnetz gehören, in dem ein Geist der Gleichwertigkeit in Verschiedenheit herrscht – ein Geist der Offenheit für alle Menschen, in denen wir dem Abbild des lebendigen Gottes begegnen. Dies ist ein Erbe, das Menschen immer wieder neu herausfordern kann und das anzunehmen sich lohnt: Eine Gruppe des weltlichen Zweiges unserer Ordensgemeinschaft unterstützt Projekte in der Demokratischen Republik Kongo, ein ehemaliger Mitbruder leitet einen Eine-Welt-Laden mit Kontakten zu Partner:innen in vielen Ländern der Erde, Freund:innen der Ordensgemeinschaft bewahren persönliche Kontakte mit Menschen in Chile und Argentinien, in Peru und auf den Philippinen, im Kongo und in Mosambik. So wird ein Stück des Geistes der Geschwisterlichkeit Jesu und der Offenheit der ersten christlichen Gemeinde lebendig.

Für mich persönlich war die Jugendwallfahrt nach Arnstein wichtig. Sie war ein Symbol für eine bestimmte Art der Mitbrüder unserer Ordensgemeinschaft, von der Liebe Gottes zu uns Menschen zu



Für viele Kinder und Jugendliche war der Aufenthalt in der Jugendbegegnungsstätte eine Gelegenheit, Spaß und Freizeitvergnügen im malerischen Lahntal zu erleben und zugleich in Kontakt zu kommen mit Fragen nach Gott, Sinn und ihrer persönlichen Lebensgestaltung.

erzählen, die andere ermutigt, sich als geliebte Kinder Gottes anzuerkennen und sich immer wieder neu auf den Weg zu machen. Es ist die Botschaft: Du bist ein geliebtes Kind Gottes, und in Jesus bist Du angenommen – mit Deinen Licht- und Schattenseiten. Ich finde es ermutigend, dass dieser Geist auch auf die Jugendlichen in Argentinien übersprungen ist. Viele waren der Gefahr der Drogenabhängigkeit ausgesetzt. Und es berührt mich immer noch, dass einige mir Jahre später gesagt haben, dass diese Erfahrung sie dazu geführt hat, das Leben zu wählen und nicht die Drogen – und damit den Tod. Diese Botschaft: Gott liebt Dich, und Dein Leben ist wertvoll, finde ich übrigens auch in vielen Zeugnissen von Menschen, die unsere Mitbrüder in den Gemeinden, an den Schulen oder anderswo kennengelernt haben.

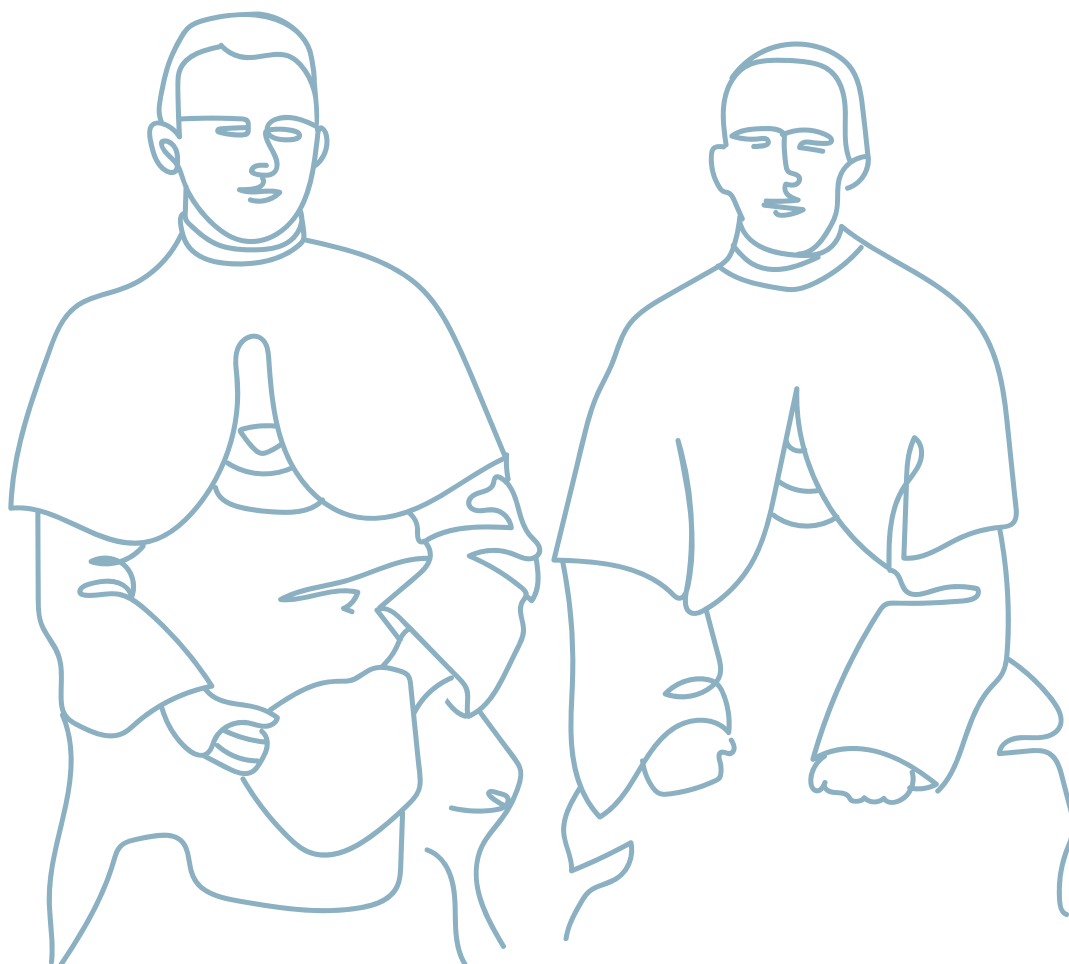
Ich erinnere mich auch dankbar der Mitbrüder von Charleroi, die inmitten einer herausfordernden

Gemeindearbeit, die von Armut, Arbeitslosigkeit und Drogenabhängigkeit geprägt war, sich jeden Tag diese halbe Stunde der Anbetung vor dem Tabernakel gegönnt haben. Das Leben mit all seinen Freuden und Leiden und seiner Bruchstückhaftigkeit vor Gott zu halten, der uns liebt und annimmt, ist für mich und diejenigen, denen wir unser Gebet versprochen haben, wichtig. So ist der Geist der Anbetung, der Geist des Vertrauens auf Gott, dem ich auch das Schwere und Unsagbare anvertrauen kann, sicher auch ein wertvolles Erbstück.

Das Erbe der Deutschen Provinz ist zweifellos schillernd. Manches ist sehr schwer zu tragen, vieles ist wohl auch nur mittelmäßig, aber manches ist auch wertvoll, so glaube ich. Vielleicht ist das mit jedem Erbe so. Doch bedeutsam scheint es mir, das Besondere und das Wertvolle im Erbe zu entdecken und in die Zukunft mitzunehmen – auch wenn die Erblasser dann nicht mehr da sind. ■

Zusammenstellung
aus sechs Ausgaben
des Apostels

Apostel Ausgabe 2 2021



100 Jahre

Deutsche
Ordensprovinz

Gesandt zu den Menschen

Im vergangenen Jahr wurde die Deutsche Provinz der »Ordensgemeinschaft von den Heiligsten Herzen Jesu und Mariens und der ewigen Anbetung« 100 Jahre alt. Die Redaktion nimmt dies zum Anlass, die Geschichte der Ordensprovinz in einer sechsteiligen Reihe vorzustellen. Dieser letzte Teil steht unter dem Titel »Die Glut unter der Asche«.

Mission: Dieser Gedanke elektrisierte im 19. Jahrhundert viele junge Menschen

Der Auftrag zur »Mission« prägte die Gemeinschaft von den Heiligsten Herzen von Anbeginn an. Schon lange vor Gründung der deutschen Provinz im Jahr 1920 waren jungen Menschen aus deutschen Landen Mitglied der Picpus-Gesellschaft geworden, um in die Mission zu gehen. Unter dem Namen »Picpus« war die Ordensgemeinschaft von den Heiligsten Herzen nach der Adresse des damaligen Mutterhauses in der »Rue de Picpus« in Paris bekannt geworden. Bis 1914 waren schon rund 300 Deutsche in Frankreich und Belgien in den Orden eingetreten. Da die bismarckschen Kulturkampfgesetze die Gründung neuer Ordensgemeinschaften auf deutschem Boden nicht erlaubten – eine Ausnahme bildeten allenfalls der Krankenpflege verpflichtete Gemeinschaften –, versuchten Ordensanwärterinnen und -anwärter ihr Glück im benachbarten Ausland.

Oftmals waren es Berichte von Missionaren, die spannende Zeugnisse ihres Einsatzes in die Heimat sandten und dadurch die Begeisterung für einen solchen Lebensweg entfachten. Abenteuerlust gepaart mit der Idee, Lebenssinn zu finden, indem »den Heiden das Wort Gottes gebracht wird«, waren offensichtlich eine starke Motivation. Und es waren nicht nur Männer, die



Lange vor Gründung der deutschen Provinz warb das Vorgängerorgan des Apostels für die Mission in Übersee



Hermann Wendling SSCC wirkt seit 1984 als Missionar in Südamerika. Zunächst hatte er sich auf einen Einsatz in Chile vorbereitet, wurde dann aber doch ins traditionelle Missionsgebiet der deutschen Provinz Argentinien gesandt, wo er 20 Jahre wirkte. Seit 2004 ist er in der Pfarrsesselorge im Andenhochland Perus tätig.

den Weg in den Orden suchten. Von 1822 bis heute entschieden sich 133 Frauen aus Deutschland für den Eintritt in den weiblichen Zweig der Familie SSCC. Allein zwischen 1852 und 1870 wurde 61 jungen Frauen deutscher Herkunft in die Mission entsandt. Sie wirkten vor allem in Hawaii und Südamerika.

Über Frankreich und Belgien in die Mission

Von Pater Gabriel Simon SSCC, der 2019 verstorben ist und in seinen letzten Jahren unter anderem zur Vorgeschichte der Gründung der deutschen Provinz forschte, wissen wir, dass der Missionseifer zunächst von Frankreich ausging: »Dort waren im 19. Jahrhundert zahlreiche neue Orden und Kongregationen mit missionarischer Ausrichtung entstanden, darunter auch die Gemeinschaft von den Heiligsten Herzen. Eine entscheidende Rolle bei der Förderung des Missionsgedankens und der Unterstützung der Missionen spielte der 1822 in Lyon gegründete ›Verein der Glaubensverbreitung‹. Davon ausgehend organisierten sich auf Pfarrei- und Diözesanebene Missionsvereine, die sich bald auch in Deutschland verbreiteten. Auch das dazugehörige Vereinsorgan wurde bald ins Deutsche übersetzt und machte die Missionsidee in weiten Kreisen bekannt.« Die seit 1833 in Köln erscheinenden »Jahrbücher der Glaubensverbreitung« bringen bereits 1835 – also noch zu Lebzeiten des Stifters Marie-Joseph (Pierre) Coudrin – einen längeren Beitrag über die Missionen in Ozeanien. Pater Gabriel Simon fährt in seiner Ausarbeitung zum Thema fort: »Die Picpus-Gesellschaft wird dabei als die Gemeinschaft vorgestellt, die die

erste Gruppe von Missionaren für Ozeanien stellte. Danach haben diese ›Jahrbücher‹ über viele Jahre regelmäßig und ausführlich über die Entstehung und Entwicklung der Mission in Ost-Ozeanien – Hawaii, Gambier und Marquesas-Inseln, Tahiti – berichtet. Das zog um 1840 erste deutsche Kandidaten an, die in Frankreich in unsere Gemeinschaft eintraten. Doch den eigentlichen Anstoß gaben 1845 die Gründung eines Missions-Noviziates in Löwen (Belgien) und ein Bericht hierüber Anfang 1846 in dem in Münster erscheinenden ›Sonntags-Blatt für katholische Christen‹. Die Picpus-Gesellschaft wurde als missionarische Gemeinschaft porträtiert, und es wurde für sie mit Angabe der Adressen von Löwen und Paris geworben. Hier traf nun Angebot auf Nachfrage!

Bereits im Jahre 1846 kamen 10 Kandidaten aus Deutschland nach Löwen; innerhalb von 10 Jahren haben hier 35 Deutsche die Gelübde abgelegt. Es waren also vor allem die missionarische Ausrichtung der Gemeinschaft und ihre neu gegründete Mission im fernen Ozeanien, die junge Menschen, besonders aus Westfalen und dem Rheinland, anzogen.

Und sie nahmen diesen Weg in eine ausländische Gemeinschaft, weil es um diese Zeit noch keine eigenen deutschen Missionsgebiete und Missionshäuser gab. Eine erste eigene deutsche Missionsgesellschaft wurde erst 1875 durch Arnold Janssen gegründet (›Steyley Missionare‹). Bis dahin waren bereits ca. 130 deutsche Kandidaten über Belgien und Frankreich in unsere

Gemeinschaft eingetreten, von denen 95 Profess gemacht haben. In den folgenden Jahrzehnten war es dann vor allem das Beispiel Pater Damians, das junge Menschen für den Missionarsberuf begeistert hat. Bis 1914 sind insgesamt ca. 300 deutsche Kandidaten in unsere Gemeinschaft eingetreten, von denen 226 die Gelübde ablegten und etwa 90 in der Mission wirkten.«

Missionsgebiete der deutschen Provinz: Argentinien, Süd-Chile und Norwegen

1920 wurden noch einige Brüder nach Hawaii entsandt, wo bereits 40 deutsche Patres und Brüder tätig waren. Im gleichen Jahr begann die Mission der Mitbrüder aus Deutschland in der Diasporakirche Norwegens, wo 1931 der deutschen Provinz der neubegründete Kirchendistrikt Mittel-Norwegen anvertraut wurde. Seither waren 20 Mitbrüder der deutschen Provinz in Norwegen im Einsatz, darunter Gerhard Schwenzer SSCC als Bischof von Trondheim und später von Oslo, der dort heute im Ruhestand lebt. Unvergessen ist auch das Engagement unseres im Januar verstorbenen Chefredakteurs Heinz Josef Catrein SSCC. Nach 100 Jahren Präsenz und Engagement in Norwegen, musste im Jubiläumsjahr 2020 offiziell unsere Mission in Norwegen beendet werden.

Schon vor der Gründung der deutschen Ordensprovinz waren – wie wir gesehen hatten – deutsche Mitbrüder in Lateinamerika tätig. Kurz nach Gründung der deutschen Provinz wollte man ein neues Arbeitsfeld einrichten, in einem Land, in dem die Ordensgemeinschaft bis dahin noch nicht vertreten war. So brachen am 8. November 1927 die Patres Kilian Kemper, Hieronymus Reth und Willibald Müller nach Buenos Aires auf. Bevor sie sich allerdings in der Hauptstadt Argentiniens niederließen, setzten sie gleich ihre Reise fort und fuhren auf dem Landweg nach Chile, um sich in den dortigen Klöstern der Ordensgemeinschaft mit der Sprache, der Geschichte und den Kulturen Lateinamerikas vertraut zu machen. Im Februar 1929 wurde dann die Niederlassung der Ordensgemeinschaft in Argentinien gegründet. Schon wenige Jahre später erreichte die Brüder in Argentinien der Ruf des Bischofs von Valdivia im Süden Chiles, Monsignore Eugenin Barrientos SSCC, der um Seelsorger für zwei große Landpfarreien bat. 1936 brachen zwei Mitbrüder nach La Union in Südchile auf und zwei Jahre später noch einmal zwei, die in Rio Bueno die Pfarrseelsorge übernahmen. Mitte der 60er Jahre waren mehr als 30 deutsche Mitbrüder in Argentinien und Chile. Heute ist Hermann Wendling der einzige deutsche Mitbruder, der in den Hochanden Perus lebt und arbeitet.

Darüberhinaus haben Patres aus der Deutschen Provinz immer mal wieder Aufgaben im Auftrag des Ge-

samtordens in »Übersee« übernommen. Erst im vorletzten Jahr kehrte Harald Adler SSCC von einem 15-jährigen Einsatz auf den Philippinen zurück, zuvor hatte Kurt Roters als Gründungsmitglied die dortige internationale Kommunität in Manila mit anderen Brüdern aufgebaut. Aktuell ist noch der zur deutschen Provinz gehörende Belgier, Paul Lejeune SSCC in Französisch-Polynesien tätig.

Rückkehrer aus der Mission bringen ihrer Provinz einen reichen Erfahrungsschatz mit

Die Erfahrungen all dieser aus der Deutschen Provinz stammenden Missionare in ihren jeweiligen Einsatzgebieten waren sehr unterschiedlich. In Norwegen trafen sie nicht nur auf eine kleine Diasporakirche und engagierten sich stark in der Ökumene mit der evangelischen norwegischen Staatskirche. Seit Anfang der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts wandelte sich die katholische Kirche in Norwegen zu einer multikulturellen Kirche der Minderheiten. Chilenische und vietnamesische Flüchtlinge und in den letzten Jahren polnische Arbeitsmigrant:innen prägten eine katholische Kirche, in der Menschen ohne Migrationshintergrund eine Minderheit darstellen.

In Lateinamerika erlebten die deutsche Missionare nach dem 2. Vatikanischen Konzil eine Kirche, die sich in den gesellschaftlichen Kämpfen immer mehr an der Seite der Armen und Ausgeschlossenen verortete. Die Theologie der Befreiung, die Basisgemeinden in den Großstädten und auf dem Land sowie die Seelsorge in den indigenen Gemeinden und die gelebte Inkulturation veränderten Sicht- und Arbeitsweisen der Brüder. Auffällig ist, dass sich diejenigen Missionare, die später wieder nach Deutschland zurückkamen, intensiv in die Deutsche Provinz einbrachten und diese mit ihren im Ausland gewonnenen Erfahrungen prägten. Nicht zufällig sind mit Heinz Josef Catrein SSCC und Martin Königstein SSCC zwei ehemalige Auslandsmissionare die letzten beiden Provinziales der Deutschen Ordensprovinz.

Änderung des Missionsverständnisses

»Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern« heißt es im Matthäus-Evangelium. In diesem Satz des Matthäus-Evangeliums ist kurz und bündig die Sendung ausgedrückt, für die Jesus seine Kirche zusammengerufen hat. Als Gemeinschaft und als je einzeln Glaubende sind wir beauftragt, die Person und den Weg Jesu als Gute Nachricht den Menschen anzubieten. Aber auch hier könnte Jesus, wenn er die konkrete Form seinen Missionsauftrag umzusetzen betrachtet, zu uns und seiner Kirche sagen: »wie lange schon bin ich bei euch und ihr kennt

mich immer noch nicht?« (vergl. Johannes 14, 9). Nein, manchmal müssen wir zugeben: wir haben nicht wirklich verstanden, worum es Jesus ging. Zu sehr war Macht, Überheblichkeit, auf weiten Strecken die Interessen der Kolonialmächte im Spiel. Und das hat mit Jesus nichts zu tun. Er sagte den Jüngern: »bei euch soll es nicht so sein« (vergl. Markus 10, 43). So ernst der Missionsauftrag von den Anfängen bis heute genommen wird, so deutlich sichtbar ist die damit verbundene dunkle Seite der Kirchengeschichte. Mit dem Begriff Mission verbinden daher auch heute noch viele Menschen Bilder von Zwangsmissionierungen mit dem Schwert und vor allem auch die unheilvolle Verquickung von Mission und gewaltsamer Kolonialisierung.

Die Brüder, die in den Anfangsjahren der deutschen Provinz in die Mission gingen, hatten solche Bilder freilich nicht im Kopf. Ihnen ging es in erster Linie darum, das Evangelium in Ländern zu verkünden, in denen der christliche Glaube noch nicht beheimatet war. Durch caritative Tätigkeiten und Schulunterricht sollte die Liebe Gottes konkret erfahrbar werden. In Südamerika hatte die Gemeinschaft daher großen Schulen.



Brüder der Kommunität in Süd-Chile um 1984 im Hof des Pfarrzentrums von La Union (v.l.): Francisco Jose Bode, Miquel Rodríguez, Leopoldo Lauenroth und Martin Königstein

Mit dem zweiten Vatikanischen Konzil änderte sich das Missionsverständnis der Kirche, es folgte die Anerkennung der Religionsfreiheit und damit der anderen Religionen. Der Gedanke, dass Menschen aus Gottes Liebe und dem ewigen Heil herausfallen, weil sie nicht getauft sind, schien unvereinbar damit, dass Gott jeden Menschen gewollt hat und liebt. So wuchs die Überzeugung, dass Gott die Wege aller Menschen kennt und sie auch ohne Taufe das Heil haben. Im Zweiten Vatikanischen Konzil wurde dieser Gedanke auch lehramtlich bestätigt, was viel Druck aus der Missionsarbeit herausgenommen hat. Für die Missionare ab den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts bedeutete dies: Gott ist schon da, lange bevor die Missionare den Ort ihres Einsatzes erreicht haben.

Nach der Lateinamerikanischen Bischofskonferenz von Medellin 1968 zogen in ganz Lateinamerika vor allem Ordensleute, Frauen und Männer, aus den großen Konventen und Werken in den Innenstädten aus. Sie wollten als kleine Gemeinschaften in den Stadtrand siedlungen der Armen so nah wie möglich bei den Benachteiligten und möglichst auch ähnlich wie diese leben. Die große Bewegung der »Theologie der Befreiung« und der »Option für die Armen« nahm dort ihren Anfang. Sie fand auch in der Familie SSCC Zuspruch und weltweit entstanden etliche SSCC-Projekte, die daran anknüpften und sich zudem auf den Molokai-Missionar Pater Damian de Veuster beriefen. Wie er wollten die jungen, vom Aufbruch begeisterten Ordensleute mit denen leben, die ohne Teilhabemöglichkeit an den Rand der Gesellschaft gedrängt sind.

Mission heute: Dialog – gemeinsam Suchen

Heute werden neue Formen der Teilhabe an Mission und Verkündigung entdeckt, die nochmals stärker den Fokus von der Tätigkeit der Missionare nehmen und stattdessen die Ortskirchen in den Mittelpunkt rücken. Die Form der Evangelisierung ist abhängig von den konkreten Personen vor Ort. Es geht eher um ein Mitgehen – Mitleben – Miterleiden des Alltags der Menschen durch diejenigen, die »in die Mission gehen«. Es geht um Solidarität im Kampf um Gerechtigkeit, Friede und Bewahrung der Schöpfung. Es geht um gemeinsame Suche. Und damit wird deutlich, dass es eigentlich keine »Missionsgebiete« gibt. Überall da, wo Menschen gemeinsam suchen, gemeinsam versuchen den Weg Jesu für ihr persönliches und gemeinschaftliches Leben umzusetzen, überall da wird das Kommen des Gottesreiches erfahren, überall da verwirklichen Menschen den Auftrag Jesu. Es geht darum, zuzuhören und mit den Menschen die Spuren Gottes im gemeinsamen Tun zu entdecken und zu erleben, wie Gott sich jeweils vor Ort offenbart. ■

Lebensbilder

Leopoldo Lauenroth

Der Gelassene

✍ Martin Königstein SSCC

Pater Leopoldo war nicht der Erste aus der Familie Lauenroth in unserer Ordensgemeinschaft. Vor ihm gehörte sein Onkel Pater Chrysostomus Lauenroth zur Gründergeneration der deutschen Ordensprovinz. Im Jahr 1919 kam Pater Chrysostomus als erster Mitbruder unserer Gemeinschaft in Kloster Arnstein an. Voller Begeisterung schrieb er später in der Arnsteiner Chronik: »Es war mir (...) sogleich klar, dass dieses altherwürdige Bergheiligtum, durch die von uns gepredigte Andachtsform zum göttlichen Herzen Jesu, der geistige und geistliche Zentralpunkt dieser Bewegung werden könnte. Dies alles stand in einem gewaltigen Bilde vor meiner Seele (...).« So wurde Pater Chrysostomus zum Begründer des Herz-Jesu-Wallfahrtsortes und der Pilgerzüge nach Arnstein. Auch sein Neffe Pater Leopoldo hatte große Bilder in seiner Seele, aber von kleinen Leuten.

1949, nur ein Jahr nach dem Ende seiner Kriegsgefangenschaft, brach Pater Leopoldo nach Argentinien auf, wo er 15 Jahre in verschiedenen Pfarreien und dem Päpstlichen Missionswerk tätig war. 1965 wurde er nach Chile versetzt. In zwei großen ländlichen Pfarreien im Süden des Landes leiteten Mitbrüder der deutschen Provinz die Seelsorge. Nach knapp 20 Jahren im Süden Chiles packte er noch einmal seine Sachen und zog um nach Argentinien, wo er in Haedo und Morón im Großraum Buenos Aires bis zu seinem Tod 15 Jahre lang die dortige Regionalkommunität bei ihrem Neustart begleitete.

Wer Padre Leopoldo zum ersten Mal begegnete, dem fielen seine großen Augen auf, die umrahmt von einer großen Brille lebendig staunen konnten, wie man es von einem alten Mann nicht mehr erwarten würde. Leopoldo konnte staunen über die Technik einer neuen Melkanlage, die ihm ein Bauer in seiner Pfarrei stolz zeigte, und genauso oder noch viel mehr staunte er über die aufgeregte und begeisterte Erzählung eines kleinen Mädchens, das zum ersten Mal mit seiner Mutter Brot gebacken hatte. »Vió« (siehst du), sagte er dann,

sein Mund wurde dabei zu einem großen O, und sein Gegenüber fühlte sich ermuntert weiterzuerzählen. Immer stand die andere Person im Zentrum seiner Zuwendung und Aufmerksamkeit.

Leopoldo war ein Mann, der im Einklang war mit sich selbst, der frei war vom Kreisen um das eigene Ego und somit offen und bereit für Begegnungen. Er staunte über die Seele der Menschen, mit denen er zu tun hatte. Leopoldo konnte herzlich über einen Witz lachen oder einen richtigen argentinischen Asado (ein Festmahl mit verschiedenen Fleischsorten) genießen. Aber genauso zufrieden war er, wenn es zum Frühstück nur »Te Supremo« gab, den billigsten Tee, den man damals in Chile finden konnte.

Er selbst erzählte, wie ihn die Gefangenschaft das Los-Lassen gelehrt hat, so konnte er ge-lassen werden. Leopoldo wurde zum Meister für das Leben in der Nachfolge Jesu, weil er seinen Meister bewunderte und bis zu seinem Lebensende über Jesus staunen konnte. ■

| | |
|-----------|-------------------------------------|
| 1913 | geboren in Halle |
| 1935 | Ordenseintritt |
| 1940 | Priesterweihe |
| 1940–1944 | Kriegsdienst |
| 1944–1948 | Gefangenschaft in Sibirien |
| 1949–1999 | Seelsorger in Argentinien und Chile |
| 1999 | gestorben in Buenos Aires |

Pater Leopoldo rief um 1967 in La Union ein Radio-Apostolat ins Leben. Seine Aufnahmen wurden täglich über den örtlichen Sender ausgestrahlt.



Die Glut unter der Asche

✍ Martin Königstein SSCC

Ein Jahr lang haben wir uns als Ordensgemeinschaft mit unserer 100-jährigen Geschichte in Deutschland befasst. Wir haben versucht, es wie Maria zu machen, die die Dinge, die sie erlebt hat, sammelte und in ihrem Herzen zusammenfügte (Lukas 2, 19). Im »Apostel« wurde über die Lebens- und Wirkungsorte der Mitbrüder berichtet, über die Wege, auf denen uns Tausende von Menschen als Weggefähr:innen, Mitarbeitende und Teilnehmende begleitet haben. Was aber haben wir bei der Betrachtung dieser 100-jährigen Geschichte gesammelt und was haben wir wie zusammengefügt?



»Wir feiern Jubiläum« hieß es vor 20 Jahren. In der bunten Gruppe der Schulgemeinde des Johannes-Gymnasiums in Lahnstein auf dem Festplakat finden sich auch einige unserer Brüder. Wir hoffen, dass die hier abgebildeten jungen Menschen – so wie all die anderen, mit denen wir in den vergangenen 100 Jahren unterwegs waren – ihre Sendung entwickeln konnten und die Glut des Glaubens immer wieder auch unter dicken Schichten Asche finden und die Flamme entfachen können.

Ganz sicher konnten wir auf viele verschiedene Weisen erfahren, dass wir mit ganz vielen Menschen unterwegs waren, mit denen wir zusammen unsere Sendung leben konnten. Dies gilt für die größeren Werke wie die Schulen, die Pfarreien oder für Kloster Arnstein, wodurch sich sehr viele Menschen auf unterschiedliche Weise mit uns auf einem gemeinsamen Weg verbunden wussten. Das erlebten aber auch zahlreiche Mitbrüder aus Deutschland in Norwegen und in Argentinien, besonders in Buenos Aires oder im Süden Chiles im Lebensraum der indigenen Gemeinden des Mapuche-Volkes.

Beim Betrachten dieses Weges können wir feststellen, dass es Orte und Arbeitsfelder gab, an denen wir nur eine kurze Zeit mitgearbeitet haben und dann weitergezogen sind. Andere »Gründungen« blühen und entwickeln sich wie etwa die Kooperative der Bienenzüchter in Caunahue im Süden Chiles oder die beiden Schulen in Lahnstein und Werne. Heute sind wir nicht mehr dabei aus Altersgründen und weil es in unserer Provinz keine Mitbrüder mehr gibt, deren Berufung in der Schulseelsorge oder der Pädagogik liegt. Doch diese von uns mit unserem Charisma und unserer Spiritualität auf den Weg gebrachten Werke entwickeln sich selbstständig weiter und sind gut für die Menschen.

Andererseits gab es Dinge, die uns nicht gelungen sind und die nicht weiterleben. Und es gab Mitbrüder, die durch ihr Leben junge und erwachsene Menschen begeistert und bestärkt haben, aber es gab auch Mitbrüder, die jungen Menschen schweren Schaden zugefügt haben.

Ein weiterer Aspekt, der mit eingefügt werden sollte in das Gesamtbild dieser 100 Jahre unserer Gemeinschaft in Deutschland, ist die

Tatsache, dass in den letzten 50 Jahren die Zahl der jungen Männer, die in die Gemeinschaft eintreten wollten, immer kleiner wurde. Der jüngste Mitbruder in der deutschen Ordensprovinz ist der Gemeinschaft vor 34 Jahren beigetreten. In den ersten 50 Jahren ist die Provinzgemeinschaft rasch und stetig gewachsen, um die 1970er Jahre waren wir 180 Mitbrüder. In der zweiten Hälfte unserer Geschichte sind wir rasch und stetig kleiner geworden. Heute sind wir 28 Mitbrüder mit einem Durchschnittsalter von etwa 84 Jahren, davon sind sieben nach 1970 eingetreten.

Wenn wir all das zusammenfügen und ernst nehmen, dann haben wir allen Grund dankbar zu sein und demütig zu werden. Dankbar für all das, was wir mit und für so viele Menschen tun konnten. Demütig, wenn wir sehen, was uns nicht gelungen ist und wo Mitbrüder ihre Macht missbraucht haben.

Betrachten wir unsere Geschichte mit offenem Herzen, dann müssen wir uns eingestehen, dass nichts uns so existenziell betrifft wie der Schaden, der durch unsere Mitbrüder jungen Menschen angetan wurde, und das Fehlen von jungen Menschen, die sich angezogen fühlen von unserer Lebensform.

Beides sind Anzeichen für die tiefe Krise die wir und die Kirche in weiten Teilen durchleben. Wir kommen wie die meisten Menschen und kirchlichen Einrichtungen aus einer Gestalt der Kirche, die gerade zerbricht. Bischof Genn sagte vor Kurzem: »Wir sind in einen offenen Suchprozess gestellt, der schlichtweg alles betrifft: die Gestalt der Kirche, die Gestalt der Gemeinde und der Pfarrei, auch die

Gestalt der kirchlichen Berufe« – also auch das Ordensleben (katholisch.de am 02. 07. 21). Wir hoffen, dass es einen Neuanfang geben kann. Was dann entsteht, wird aber neu sein und wird nicht die Gestalt, die die Kirche und das Ordensleben im 19. Jahrhundert angenommen haben, fortsetzen können. Das Zerbrechen dieser Gestalt der Kirche und mit ihr einiger Formen des Ordenslebens ist zwar schmerzlich, aber unumgänglich und notwendig. So sehen das auch Betroffene des Machtmissbrauchs in unseren Einrichtungen. Einrichtungen, in denen es möglich war, dass geschehen ist, was wir ab dem Jahr 2010 in Deutschland erfahren haben, müssen sich radikal erneuern, es reicht nicht ein wenig »Make-up«.

Als ich Pfarrer einer ländlichen Region im Süden Chiles war, kam es öfter vor, dass ich bei Besuchen in abgelegenen Gemeinden dort übernachten musste. Meistens war das Gelegenheit, abends lange bei Kerzenschein (Strom gab es dort damals noch nicht) zusammensitzen und zu erzählen. Wenn es dann Zeit war, zu Bett zu gehen, bekamen alle eine Kerze und Streichhölzer, und meistens holte der Vater unter dem Küchenherd ein Kohlebecken hervor mit einer dicken Schicht kalter Asche. Da hinein legte er die Glut aus dem Herd und deckte sie mit Asche zu. Am nächsten Morgen war es die erste Aufgabe, mit der verbleibenden Glut im Herd neues Feuer zu entfachen.

Können wir von diesen jahrtausendealten Gewohnheiten lernen, um aus unseren Stärken und Schwächen Brennstoff für die Glut zu machen, damit nach uns jemand neues Feuer entfachen kann? ■

... damit nach uns jemand neues Feuer entfachen kann ...